Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Neunzigster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1846.

Pariser Skizzen.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Fortsetzung.

III.

Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1846.

Die Katakomben.

Wir kennen Paris viel weniger unter- als oberhalb; es geht mit dieser Stadt wie mit einer Menge anderer Dinge, die viel von ihrer Zaubermacht und ihrem Reiz verlieren, so wie man genauer in die Karten sieht.

Die Promenade in den Katakomben ist Nichts weniger als erfreulich; dieselbe ist philosophisch, könnte man sagen, und erweckt Gedanken über die Nichtigkeit alles Dessen, was in dieser großen Stadt geschieht, die über dem Spaziergänger liegt. Vanitas vanitatum, omnia vanitas!

Allein ich weiß nicht einmal, ob es nothwendig ist, die Ueberzeugung herzustellen, daß Alles eigentlich bloß ein Nichts ist. Ein Mensch, der diesen Gedanken unaufhörlich hegte und das Andenken an die Katakomben immer vor Augen hätte, müßte in Gesellschaft äußerst unliebenswürdig sein. Man muß nicht mit den Todten leben.

Es gibt andere Promenaden, die eben so philosophisch und dabei nicht so traurig sind als die Katakomben. Man trete einmal in einen bescheidenen Dorfkirchhof ein: hier drängen sich Einem die ein-

fachsten und wahrsten Gedanken auf. Da liest man vielleicht keine schön gedrechselten Grabschriften, da sieht man keine prachtvollen Mausoleen und geräumigen Familienbegräbnisse: allein ein einfacher Stein, ein bescheidenes Kreuz werden die Seele des Besuchers mehr zur Rührung stimmen, als jener Luxus, den Lebende am Aufenthaltsorte der Todten zur Schau tragen. Ferner die Bäume, Blumen, das Grün des Bodens, der blaue Himmelsdom, alles Dieses erregt wohlthuendere, tröstlichere Gedanken als eine Promenade in den Katakomben von Paris.

Indeß gedenkt man diese unermeßlichen Gewölbe, deren Nähe für Paris nicht ohne Gefahr ist, auszufüllen und zu schließen; die Behörde ist auf die Gefahr aufmerksam geworden und es hält gegenwärtig äußerst schwer, die Erlaubniß zum Besuche der Katakomben zu bekommen; ein Theil derselben darf bereits gar nicht mehr betreten werden.

Der Ursprung unserer Katakomben ist nicht sehr alt. Es war um's Jahr 1785, wo man auf den Gedanken kam, das Beinhaus bei dem Kloster des Innocents von den Gebeinen zu entleeren, womit dasselbe angefüllt war und die im Mittelpunkt der Hauptstadt ansteckende Krankheiten verbreiteten. Man wählte dazu die alten Steinbrüche neben der Ebene Montsouris, an einer Stelle, die Tombe-Isoire hieß. Sie wurden dazu bestimmt, die Ueberreste unserer Vorfahren aufzunehmen, denn nicht bloß die Gebeine aus dem Beinhause des Innocents, sondern

nach und nach auch die aus den andern Beinhäusern und Begräbnißkapellen von Paris wurden an den neuen ihnen angewiesenen Ort gebracht.

Die genannten Steinbrüche waren schon mehrere Jahre verödet und es bedurfte bedeutender Vorarbeiten, um daselbst die Gebeine so vieler Generationen gehörig unterbringen zu können. Diese Arbeiten wurden öfters wieder aufgenommen, denn alle Augenblicke zeigte sich wieder eine neue Gefahr. Im Jahre 1810 wurden die Katakomben unter der Leitung Hericarts von Thury wieder hergestellt, und „erst gegen das Jahr 1811,“ sagt dieser Gelehrte in seiner Beschreibung der Katakomben von Paris, „wurde die Herstellung unserer Katakomben vollendet, eines Grabdenkmals, so einzig in seiner Art, daß keines von denen, welche das Alterthum uns hinterlassen hat, damit verglichen werden kann.“

Man stieg früher in die Katakomben hinab auf einer Treppe in dem Hofe des westlichen Pavillons der Barrière d'Enfer, auf einer zweiten Treppe bei der Tombe-Issoire und auf einer dritten in der Ebene Montsouris. Der gewöhnlichste Eingang war jedoch die Treppe in der Barrière d'Orleans. Die Katakomben gehen unter dem Faubourg St. Germain, der Rue Tournon, Vaugirard, la Harpe, St. Jacques, Pantheon, Val de Grâce u. s. f. durch und vor bis zu dem Mont-rouge.

Ein Engländer, der nach Paris gekommen war, um unsere Katakomben zu sehen, war beim Anblicke dieser unermeßlichen Gewölbe so entzückt, daß er

ausrief: es würde sein größtes Glück sein, wenn er darin ein Beafsteak essen könnte. Ich glaube schwerlich, daß ein Spaziergang nach diesem traurigen Orte einem Franzosen Appetit machen wird.

Allein kehren wir wieder auf die Erde zurück; unten zu sein, haben wir immer noch Zeit.

Die Tables d'Hote.

In einer großen Stadt ist eine Table d'Hôte eigentlich bloß etwas Eingebildetes: es ist nichts Anderes als eine besondere Art von Restauration zu dem und dem Preise per Couvert, wo man z. B. nicht das Recht hat, für sein Geld die Gerichte zu verlangen, die man am liebsten ißt, sondern sich mit denen begnügen muß, die man Einem vorsetzt, selbst wenn keine große Abwechslung stattfindet und die Gerichte nicht nach dem Geschmacke der Gäste sind. Allein, da nun einmal solche Anstalten, wo man nicht nach der Karte speist und Alles sich an einen Tisch setzt, Tables d'Hôte heißen, so wollen wir uns mit denselben etwas näher bekannt machen.

Es gibt deren zu Paris viele, wo die Preise und der Ton sehr verschieden sind. Die Preise steigen von einem bis zu zehn Franken; wohlfeilere oder theurere sind eine Seltenheit; der größte Theil hält sich zwischen dem mäßigen Preise von drei und fünf Franken. An der einen Table d'Hôte geht der Kaffee besonders, an der andern ist er schon mit einbegriffen; gewöhnlich jedoch gehen Kaffee und Liqueur besonders.

Die Table d'Hôte ist in einer großen Stadt der Sammelplatz der Fremden, welche gerne immer mit denselben Personen speisen, um schnell Bekanntschaften zu machen; ferner kommen dahin Unverheirathete, die weder Familie noch eigenen Herd, öfters sogar nicht einmal Freunde haben, und die, wenn sie sich immer wieder mit denselben Gesichtern zusammenfinden, am Ende meinen, Eines oder das Andere gehe sie näher an; ferner Industrieritter, d. h. Leute, die sonst kein Gewerbe und keine Industrie haben, als überall Narren aufzusuchen, auf deren Kosten sie leben. An einer Table d'Hote machen sie sich immer neben die Fremden, gegen die sie voll Zuvorkommenheit und Artigkeit sind, wobei sie nicht vergessen, von Zeit zu Zeit einige Winke über ihr Vermögen, ihren Credit und ihre hübschen Bekanntschaften fallen zu lassen. Es gibt immer Leute, die sie in diesen Schlingen fangen.

Eben so häufig als die Floueurs trifft man an den Tables d'Hote die Blagueurs. Letztere sind Leute, die bloß in der Absicht dahin kommen, sich zu amüsiren, den Einen Etwas aufzubinden, die Andern zu foppen und sich über alle Welt lustig zu machen.

Man findet daselbst auch junge Leute, die in der Welt noch Neulinge sind und denen man gesagt hat, an einer Table d'Hôte können sie gesellschaftlichen Ton und Manier lernen, da sie daselbst mit Leuten bekannt werden, die keine andere Absicht haben, als sie zu bilden.

Ferner trifft man hin und wieder Subjekte, die

keinen Heller besitzen, und, nachdem sie einige Monate lang ein fürstliches Leben geführt haben, nun an einer bescheidenen Table d'Hôte speisen, wo man ihnen auf ihr ehrliches Gesicht hin borgt und wo sie gewöhnlich irgend einen Streich ausführen.

Manchmal finden sich Gelehrte ein, um Beobachtungen anzustellen; Kaufleute, in der Hoffnung, gut und wohlfeil zu speisen; Gourmands, in der Absicht, zu erfahren, ob man gut speist; und eine Menge anderer Personen, die Nichts zu thun haben oder gerne wissen möchten, wie es hier zugeht.

Wenn in Paris ein Frauenzimmer an der Table d'Hôte speist, so darf man annehmen, daß dasselbe kein eigenes Hauswesen und keine Familie hat. Ueberdieß muß ein solches Frauenzimmer die gewöhnliche Schüchternheit seines Geschlechts vollständig abgelegt haben, wenn es sich nicht genirt, jeden Tag neben einem andern Herrn zu sitzen, den es nicht einmal kennt, denn wenn an einer Table d'Hôte sich immer dieselben Leute einfänden, so wäre man ja am Ende unter lauter Bekannten. So aber ist es in Paris nicht. Ein gewöhnlicher Gast, oder auch eine Person, die nur einmal zufälliger Weise an einer Table d'Hôte gespeist und es daselbst gut gefunden hat, kann ein anderes Mal wieder kommen und einen, zwei oder sogar drei Freunde mitbringen. So kann es Jeder machen, und die Person, welche die Table d'Hôte hält, ist es immer zufrieden, wenn man ihr neue Gesichter zuführt; da heißt es: „Wo Neun genug haben, findet auch der Zehnte genug u. s. f.“ Ein

äußerst betrübendes Raisonnement für Gäste, die einen guten Appetit haben.

Kommen wir jedoch auf die Damen zurück, welche die Tables d'Hôte besuchen. Selten sind sie jung und schön; warum? weil solche, welche diese beiden Vorzüge haben, gewöhnlich in den besonderen Cabinets ankommen und nicht nöthig haben, an eine Table d'Hôte zu gehen. Sind also die Damen, die man hier sieht, auch jung, so sind sie nicht schön, und umgekehrt.

Es gibt indeß auch Ausnahmen: so findet man z. B. oft sehr schöne Frauenzimmer an Tables d'Hôte, wo hoch gespielt wird.

Die Damen, die man hier findet, sind viel gereist und weit in der Welt herumgekommen; sie sprechen von fünf bis sechs Sprachen immer einige Worte, die sie jeden Augenblick im Gespräche anbringen. Diese Damen haben auch viele Abenteuer erlebt... die Sache ist äußerst romantisch, kaum zu glauben, und wenn Du ihnen zuhörst, so hast Du kaum Zeit zum Essen.

Da sind auch andere, deren Auftreten etwas zweideutig und deren Manieren ziemlich frei sind; allein sie wissen dieses damit zu entschuldigen, daß sie sich ein fremdes Aussehen geben und einen fremden Accent annehmen. Welchem Lande mag wohl dieser Accent angehören? Dieses möchtest Du gar zu gerne errathen und die Damen möchten es Dir gar zu gerne sagen. Gleichviel, diese Damen sind ausländische Gräfinnen, das ist eine ausgemachte Sache;

deßwegen muß man es ihnen zu gut halten, daß sie ein Französisch sprechen wie Küchenmägde und so oft eine völlige Unbekanntschaft mit unseren Gebräuchen an den Tag legen.

Da sind ferner alte Frauenzimmer, die für jung gelten wollen. Sie sind geschminkt, bemalt und angefärbt, riechen nach Bisam, Ambra und allen möglichen Essenzen; die Haltung, die sie annehmen, ist weit unter ihren Jahren und macht sie nur noch lächerlicher. Die Männer sehen sie mit verliebten Augen an, wobei sie laute Seufzer ausstoßen, und wenn keine Erwiederung erfolgt, so sind sie es, die sich dazu entschließen, dem unglücklichen Sterblichen, der ihr Herz gerührt hat, zuerst eine Liebeserklärung zu machen.

Dazu noch einige Figurantinnen von unseren großen Theatern, ruinirte Marquisen, ein Paar weggejagte Haushälterinnen, einige entlassene Gesellschaftsdamen, gefallene Mädchen, die sich wieder gerne verführen ließen... und man kann sich eine Vorstellung von den Damen machen, die sich in großer Menge an den Tables d'Hôte einfinden.

Indeß gibt es in Paris einige derartige Etablissements, wo die Gesellschaft gut ist; um hier Zutritt zu finden, muß man von irgend einem Bekannten eingeführt sein. Damen trifft man daselbst selten; meistens haben sie gar keinen Zutritt.

Das Essen ist es jedoch nicht immer, was die Leute an eine Table d'Hôte lockt; das Essen ist nur Vorwand: der eigentliche Beweggrund ist das Spiel,

das Spiel, diese Leidenschaft, die man bei allen Völkern und unter allen Klassen wieder findet, die sich unter tausend Gestalten verkleidet, und immer wieder zum Fenster hereinkommt, wenn man sie zur Thüre hinausgeworfen. Seitdem zu Paris die Lotterien verboten und die Spielhäuser geschlossen worden sind, haben viele Leute Mittel und Wege gefunden, die Spieler, die nun ihr Geld nicht mehr anzubringen wußten und in Verzweiflung darüber waren, daß sie keine Gelegenheit mehr hatten, sich an einem Tage oder in einer Nacht zu ruiniren, an sich zu locken. Trotz der Vorkehrungen der Polizei bildeten sich viele heimliche Spielhäuser; allein trotz aller Vorsichtsmaßregeln, welche die Inhaber solcher Häuser anwenden, werden sie doch gewöhnlich entdeckt. Diejenigen, welche solche verbotene Plätze besuchen, setzen sich also den unangenehmsten Auftritten aus, in Folge deren sie manchmal sogar vor das Zuchtpolizeigericht kommen. Es gibt freilich Spieler, die Alles wagen; Andere aber treiben es doch nicht so weit, daß sie sogar den Gesetzen Trotz bieten; für Letztere brauchte man Reunions, Gesellschaften, die nicht das Aussehen von Spielhäusern hatten. Hiezu boten die Tables d'Hôte Gelegenheit. Eine Table d'Hôte ist keine öffentliche Anstalt, weil man daselbst eingeführt sein muß. Nach dem Essen ist man natürlich beisammen und es bildet sich eine kleine Parthie, ohne daß man dabei etwas Böses denken könnte. Es kommen ja keine Hazardspiele vor. Bouilotte, Ecarté und Imperiale sind die gewöhn-

lichen Spiele an den Tables d'Hôte. Manchmal erlaubt man sich auch ein Vingt-et-un oder Macao, und das hat schon viel Aehnlichkeit mit dem Hazardspiel. Allein der Inhaber des Etablissements sagt: Man spielt so niedrig, daß es bloße Unterhaltung ist, und es würde viel Bosheit dazu gehören, wenn Jemand diesen unschuldigen Zeitvertreib gefährlich finden wollte.

Aber Ihr, die Ihr Euch dazu verleiten lasset, an einer Table d'Hôte eine Parthie zu spielen, trauet diesen süßen Worten nicht. Man fängt mit einer Parthie um zehn Sous an, einige Minuten später steht schon ein Napoleon, und derjenige, welcher die kleine Summe verloren hat, die er gerne daran wagen wollte, ist der Erste, der die Sätze verdoppelt.

Die Tables d'Hôte, wo nicht gespielt wird, verdienen schon mehr Zutrauen. Vielleicht ist das Essen hier nicht so fein, so delikat wie an den anderen, das ist möglich, sogar wahrscheinlich; denn da, wo nach Tisch gespielt wird, wird mehr Aufwand gemacht, um die Leute anzulocken. Manchmal verliert sogar der Unternehmer an dem Essen, das er gibt, denn er weiß wohl, daß er es nachher schon wieder einbringen kann. An den ersteren darf man der Gesellschaft schon besser trauen: man findet allerdings daselbst auch Blagueurs, Gourmands und alte Koketten, sieht aber viel weniger Industrieritter, Betrüger und Damen, die bei dem reizendsten Lächeln ein unglaubliches Glück darin haben, im Ecarté immer den König umzuschlagen.

Die Tables d'Hôte haben ihre Zuführer und Zuführerinnen; diese Leute speisen gratis. Es gibt sogar solche, die von jedem Gaste, den sie an den Tisch bringen, eine besondere Belohnung haben. An den Tables d'Hôte, wo hoch gespielt wird, sind es gewöhnlich galante Frauenzimmer, die Gäste anlocken: sie geben ihre Rendezvous an dem Orte, wo sie speisen, und ermangeln niemals, zu dem Herrn, der in ihre Hände gefallen ist, zu sagen:

„Wenn Sie einige Freunde mitbringen wollen, so geniren Sie sich gar nicht; im Gegentheil, es wird sehr angenehm sein. Sie werden eine gewählte Gesellschaft antreffen und reizende Frauenzimmer, die nicht blöde sind."

In der That sind die Damen, welche diese Orte besuchen, nicht gewohnt, die Spröden gegen Herren zu machen, die hoch spielen.

Ein junger Mann, der Paris nicht kennt, trifft im Theater eine sehr elegante Dame, die sich äußerst noble Manieren zu geben weiß. Der junge Mann geht in die Schlinge; man läßt sich ohnedieß leicht irre führen, wenn man verliebt ist. Er bittet um eine Zusammenkunft; man ersucht ihn, am folgenden Tage in ein allerliebstes Haus zu kommen, wo sich die beste Gesellschaft von Paris versammelt und wo man zu fünf Franken speist.

Der junge Mann nimmt die Einladung begierig an. Am folgenden Tage findet er sich genau um die bestimmte Zeit an dem bezeichneten Orte ein. Er fragt nach Madame von Flicflac oder irgend einem

derartigen Namen; diese Damen lassen sich ohne alle Umstände von nennen. Die Schönheit vom vergangenen Abende kommt ihm entgegen und stellt ihn der Gesellschaft vor.

Der junge Mann findet sich mit etwa fünfzehn Personen zusammen, die sich beinahe sämmtlich Titel, Dienstgrade und Adel beilegen. Der Eine nennt sich Graf, der Andere Baron, der Dritte ist ein alter Chevalier, der Vierte ein früherer General. Bürgerliche befinden sich nur wenige in der Gesellschaft und solche, die es sind, sprechen unaufhörlich von ihren Häusern, Renten und Millionen. Die Damen sind elegant, obwohl ihr Putz etwas verwelkt ist; sie blicken den jungen Mann sehr herausfordernd an und dieser ist entzückt, sich in so schöner Gesellschaft zu befinden.

Man setzt sich zu Tische: der junge Mann neben seine neue Eroberung. Er darf ihr das Knie drücken und kitzeln, sie rührt sich nicht; auf der andern Seite hat er zum Nachbar einen Herrn, der sich für einen alten Seemann ausgibt. Dieser spricht von Nichts als den Duellen, die er ausgefochten, den Leuten, die er getödtet, und will eine Wette eingehen, daß er auf vierzig Schritte mit einer Kugel ein Nadelöhr treffe und jeden Beliebigen mit dem Degen dahin stoße, wo dieser es haben wolle. Ueberdieß macht er eine Menge unterhaltender Kunststücke: so wettet er z. B., wenn man kaum am zweiten Gange ist, eine Flasche Champagner, er wolle ein volles Glas, das

man ihm mitten auf seinen Teller stellen dürfe, aus-
trinken, ohne das Glas zu berühren und einen Tropfen
Wein zu verschütten.

Madame von Flicflac stößt den jungen Mann an
und sagt leise zu ihm:

„Wetten Sie; ich bin überzeugt, er kann nicht
leisten, was er da sagt."

Der junge Mann wettet. Der Herr löst seine
Aufgabe vollkommen; die Flasche Champagner ist
gewonnen.

Eine Minute darauf ruft derselbe Herr:

„Etwas viel Schwereres: ich will zwei Cham-
pagnerkelche auf einander stellen und den unteren
leeren, ohne Etwas von dem oberen zu verschütten."

Madame von Flicflac stößt ihren Nachbar aber-
mals an und sagt:

„Wetten Sie doch; dieses Mal kann er unmög-
lich gewinnen."

Der junge Mann wettet. Der Herr hält auch
dieses Mal Wort; die zweite Flasche ist ebenfalls ge-
wonnen und der geschickte Herr proponirt eine dritte.
Kurz, bis zum Dessert hat der junge Mann fünf
Flaschen Champagner auf seiner Zeche und so kommt
ihn sein Mittagessen statt auf fünf auf fünfunddrei-
ßig Franken. Allein nun ist die Gesellschaft so recht
im Zuge, man findet ihn äußerst liebenswürdig, er
hat ein Paar überraschende Kunststücke gesehen und
Madame von Flicflac läßt mit sich beginnen, was
er will.

Nach Tische begibt man sich in den Salon und

einige Personen beginnen eine Parthie Bouillotte. Man ladet den jungen Mann ein, einmal mitzumachen. Er würde zwar lieber mit Madame von Flicflac plaudern, allein diese sagt zu ihm:

„Spielen Sie nur, ich werde mich neben Sie setzen. Ich habe im Sinne, Ihnen Glück zu bringen. Wir halten Moitié."

Der junge Mann wagt nicht etwas dagegen einzuwenden. Er setzt sich zum Spiele und Madame Flicflac neben ihn, so daß sie seine Karten gut sehen kann, ein Umstand, worauf sie offenbar viel Gewicht legt, natürlich bloß in der Absicht, ihm Glück zu bringen.

Allein der vorgebliche Seemann, der während des Spiels sehr fleißig nach Frau von Flicflac hinblickt, gewinnt in der Bouillotte eben so leicht, als er zuvor bei Tische seine Kunststücke ausgeführt hat. Der junge Mann, den der Verlust nachgerade erhitzt, setzt alles Silber und Gold, das er bei sich hat, auf's Spiel; er verliert abermals. Madame von Flicflac, die Moitié mit ihm halten wollte, verschwindet unter dem Vorwande, ihre Börse zu holen, und findet es nicht nöthig, wieder zu kommen.

Der junge Mann, der Alles verloren hat, was er besaß, verläßt den Spieltisch in schlechter Laune und das unverwüstliche Glück des Seemanns verwünschend; Letzterer aber rollt plötzlich wüthend die Augen und erklärt ihm, daß, wenn er die Absicht habe, ihn zu insultiren, er augenblicklich bereit sei, mit ihm auf die Straße zu gehen und ihn an der nächsten besten Ecke todtzuschießen.

Dafür bedankt sich der junge Mann; er findet es nicht nöthig, sich auch noch dieses Vergnügen zu verschaffen. Er entfernt sich endlich und findet, daß die Bekanntschaft mit Madame von Flicflac ihn etwas theuer zu stehen gekommen ist.

Indeß sind es nicht gerade immer junge Männer, die an den Tables d'Hôte in Paris ausgezogen werden. Man lese nur folgende historische Anekdote. Die Scene findet mitten in Paris in einem jener Etablissements statt, wo man für drei Franken speist, den Kaffee nicht mit eingerechnet.

Zu den gewöhnlichen Gästen an dieser Table d'Hôte gehören auch zwei Damen, welche bereits die schlimmen Fünfzig auf dem Rücken haben, obwohl sie selbst kaum Sechsunddreißig zugestehen. Sie haben viele Abenteuer, viele Unglücksfälle erlebt; indeß ist ihnen noch ein artiges Vermögen geblieben, und wenn sie an einer Table d'Hôte speisen, so geschieht dieses bloß deßwegen, weil sie Gesellschaft lieben und ihr empfindsames Herz dort ein anderes Herz zu finden hofft, an das es sich anschließen könne.

Diese beiden zarten Seelen haben es auf einen jungen Mann abgesehen, der ziemlich oft in die Gesellschaft kommt. Derselbe ist hübsch; zwar sieht er etwas liederlich aus, doch das macht ihn nur um so verführerischer; er besitzt nie einen Heller, allein gerade deßwegen muß sein Herz nur um so zugänglicher sein. Jede der beiden Damen läßt es sich ihm zu Liebe Etwas kosten: die Eine bietet ihm Pistazien zur Chokolade, die Andere geröstete Mandeln; die

Eine gibt ihm eine hübsche gestrickte Börse, die Andere eine elegante Lorgnette, und alles Dieses ist natürlich von flammenden Blicken, schweren Seufzern, Händedrücken, manchmal selbst von Zeichen mit den Füßen unter dem Tische begleitet. Der junge Mann, der ein äußerst lustiger Kauz ist, läßt sich all' die Blicke, Händedrücke u. s. f. gefallen und nimmt die kleinen Präsente der Damen an; allein weit entfernt, ihre Flamme zu erwiedern, macht er vielmehr einer jungen hübschen Ausländerin, die ebenfalls manchmal an der Table d'Hôte speist, den Hof.

Die beiden alten Schönheiten wissen Nichts von der Neigung ihres Geliebten zu der jungen Ausländerin, wohl aber haben sie gemerkt, daß sie Nebenbuhlerinnen sind und Beide nach demselben Wilde jagen. Bereits sind hin und wieder anzügliche Worte gefallen; es handelt sich darum, welche von diesen Damen die Andere verdrängen wird, und um den verführerischen Taugenichts zu ködern, verdoppeln sie ihre Bemühungen, ihre Geschenke und Galanterien. Der junge Mann nimmt Alles mit derselben Liebenswürdigkeit an und macht sich über die eine wie über die andere seiner Verehrerinnen lustig, die ihn von Tag zu Tag reizender finden; denn wenn die Liebe in der Jugend blind ist, so muß sie im Alter alle fünf Sinne verloren haben.

Eines Tages äußerte der junge Mann den Wunsch, einmal in einer Kalesche nach dem Boulogner Gehölze zu fahren und nachher in einem der vornehmsten Theater eine eigene Loge einzunehmen. Es stand

kaum einige Tage an, so kam beim Mittagstische eine der Alten zu ihm und sagt:

„Hier haben Sie eine Karte auf heute Abend.“

Kurz darauf kommt die Andere und sagt:

„Um sieben Uhr wird eine Kalesche unten vorfahren, die nach dem Boulogner Gehölze bestellt ist.“

Der Taugenichts sagt beiden Parthien zu; er nimmt das Logenbillet, steckt es in die Tasche und sagt:

„Die Kalesche wird ebenfalls willkommen sein.“

Allein so hatten die beiden Alten es nicht gemeint. Sie schleudern einander gräßliche Blicke zu und suchen die ganze Mahlzeit über eine Gelegenheit, sich zu erklären, weil sie wohl fühlen, daß dieser Stand der Dinge nicht in die Länge dauern kann und daß demselben ein Ende gemacht werden muß.

Während Kaffee getrunken wird, begeben sich die Damen, von demselben Gedanken getrieben, in das Spielzimmer. Hier kommt der Streit zum Ausbruch.

„Madame, das kann nicht so fortgehen.“

„Ja, Madame, dieses war mein Gedanke während der ganzen Mahlzeit.“

„Sie machen Herrn O... auf eine sehr merkliche Weise den Hof!“

„Ich glaube, Madame, Sie treiben dieses eben so offen, indem Sie ihn mit Ihren Galanterien überhäufen.“

„Sie sind es vielmehr, die ihn überhäuft ... täglich machen Sie ihm ja Geschenke!“

„Sie haben immer alle Taschen für ihn voll; Sie stoppen ihn mit Bonbons wie einen Papagei!“

„Und Sie mit Backwerk wie ein Hündchen! Erst heute haben Sie ihm eine Karte in's Theater geschenkt.“

„Und Sie hoffen mit ihm in einer Kalesche zu fahren.“

„Sie sollten doch sehen, daß er zärtlich gegen mich ist.“

„Wenn er mit mir spricht, sehen Sie da nicht, wie liebenswürdig er ist?“

„Aber mit mir erst . . . da ist er so heiter! Er kann mich nicht ansehen, ohne zu lächeln.“

„Mir sagt er so galante Sachen: erst neulich hat er mich mit der ‚Matrone von Ephesus‘ verglichen.“

„Und mir hat er allen Ernstes versichert, ich habe ein Paar Hüften wie eine Venus.“

„Und wie konnte er so Etwas sagen, Madame? Sind denn ... Ihre Hüften ihm so genau bekannt? Armer Junge, ich glaube, er wollte lieber weiß nicht was sehen!“

„Ah, Madame, mäßigen Sie Ihre Ausdrücke, ich muß Sie bitten ... Sie sagen da äußerst unschickliche Dinge!“

„Nicht so unschicklich als Ihre Manieren und Ihr Gesicht, wenn Sie bei O... sind.“

„Und was schließen Sie denn aus meinem Gesichte, Madame?“

„Das, was man sieht, ist schon lächerlich genug: Sie zeigen ihm immer das Weiße vom Auge.“

„Das möchten Sie freilich auch können, aber Ihnen möchte es schwer werden: Ihre Augen sind immer roth wie bei einem Kaninchen.“

„Alles dieses, Madame, verhindert doch nicht, daß O... mich liebt.“

„O nein, mir gibt er den Vorzug.“

„Sie sollten auf seine Eroberung verzichten, Madame.“

„Nein, Sie sollten vielmehr dieses thun.“

Hier halten die beiden Nebenbuhlerinnen einen Augenblick inne: sie müssen nothwendig Athem schöpfen. Beide fürchten einander, Beide begreifen, daß sie sich schaden. Auf einmal durchblitzt die Eine ein Gedanke; sie geht mit einer lange nicht mehr so wilden Miene auf die Andere zu und sagt:

„Halt! Die Liebe hat uns Beide in ihre Fesseln geschlagen und wir haben Beide dieselbe Hoffnung auf Erfolg. Ich denke nicht, daß Eine von uns freiwillig zurücktreten wird.“

„Ich wenigstens nicht.“

„Ich eben so wenig. Allein statt uns herumzustreiten, was uns bloß entstellt, will ich Ihnen einen Vorschlag machen, die Sache zu Ende zu bringen.“

„Was ist das für ein Vorschlag?“

„Wir wollen um Herrn O... Ecarté spielen: Diejenige, welche die Parthie verliert, muß zurücktreten und darf keinen Versuch mehr machen, der Andern zu schaden. Sind Sie damit einverstanden?“

„Meiner Treu', ja, angenommen! Lassen Sie uns um den jungen Herrn spielen, das ist besser als zu streiten und unserer würdig. Allein kein Betrug!“

„O, ich betrüge niemals, wo es sich um Liebe handelt.“

„Gut: hier sind Tisch und Karten; machen wir es sogleich aus, denn wenn ich gewinne, so nehme ich meinen Gewinnst mit in's Theater.“

„Und ich in das Boulogner Gehölz. Halt, meine Liebe, das wollen wir ausmachen: die Gewinnende hat Theater und Kalesche.“

„Einverstanden; also Alles auf einmal!“

Die Damen setzen sich an einen Spieltisch; sie sind in sichtbarer Bewegung und zittern, während die Karten ausgegeben werden, denn so hoch haben sie noch nie gespielt.

„Den König!“ ruft die Eine.

Die Andere ruft:

„Ach, Gott, mir wird übel.“

„Ich habe den Stich.“

„Ach, mein Herz bricht.“

„Kann noch besser kommen.“

„Niemals, ich gebe die Hoffnung auf.“

„Pique ...“

„Pfui! Ich hebe ab ... Atout und die Volte!“

„O theurer Mann! um Dich sollt' es geschehen sein ... Dich sollte ich verlieren!“

„Drei und drei.“

„Er hat so schöne Augen!“

„Ich spiele aus.“

„Und Zähne!“

„Davon hab' ich Nichts.“

„Und Haare!“

„Von all' dem hab' ich Nichts.“

„Einen Wuchs wie ein Apollo!“

„Ich bin verloren.“

„Ich habe gewonnen! Mein gehört O..., die Kalesche und das Theater.“

Die Alte, welche das Glück im Spiel begünstigt hat, springt von dem Tische auf, an dem ihre Rivalin vernichtet sitzen bleibt, stürzt nach dem Salon, wo sie den jungen Mann gelassen, den sie eben im Spiele gewonnen hat, und sucht ihn überall mit den Augen, allein er ist nicht mehr da. Es fällt ihr ein, er könnte unten sein und sie in der Kalesche erwarten; eiligst läuft sie hinab, allein da steht weit und breit keine Kalesche. Sie fragt den Portier:

„Kam nicht um sieben Uhr eine Kalesche hier an?“

„Ja, Madame.“

„Kam nicht Herr O... die Treppe herunter?“

„Ja, Madame, Herr O... kam.“

„Nun, warum hat er denn nicht auf mich gewartet? ... Allein er muß doch hinterlassen haben, wo ich ihn treffen kann?“

„Verzeihen Sie, Madame, erstens kam Herr O... nicht allein.“

„Nicht allein? Wie! er sollte einen Freund mitgenommen haben? Wie unklug!“

„Nicht so, Madame, es war kein Herr: er hatte die junge fremde Dame bei sich.“

„Was sagen Sie da?“

„Ich sage bloß, was ich gesehen habe, Madame. Sie sind mit einander in die Kalesche gestiegen und Herr O... hat gesagt: ‚Meinen verbindlichsten Dank an die Damen von unserer Parthie. Wir fahren

nach dem Boulogner Gehölze und nachher benutzen wir unsere Karte in's Theater.'"

Die Alte steht da wie versteinert. Endlich entschließt sie sich, ihre Rivalin wieder aufzusuchen und sagt mit kläglicher Stimme zu ihr:

„Meine liebe Freundin, dieses ist vielleicht das Erste, wo so Etwas zwei Spielern begegnet: wir haben alle Beide verloren!"

Die Säulen.

Nur wenige Pariser kennen die Säule der Catharina von Medicis, die in der Nähe der Getreidehalle steht. Die Erhaltung derselben hat man Petit de Bachaumont zu verdanken, einem Pariser Bürger, welcher in dem Augenblicke, wo die Gläubiger des Prinzen von Carignan, Eigenthümer von dem Hôtel Soissons, dieselbe abbrechen und die Materialien davon verkaufen wollten, auftrat, dieselbe ankaufte und sie der Stadt schenkte. In einem volkreichen Quartiere gelegen und rings von Häusern umgeben, fällt diese Säule nicht besonders in die Augen, deßwegen schenkt man ihr auch äußerst wenig Aufmerksamkeit. Zu Paris muß man sich an's Licht machen, wenn man nicht vergessen werden will.

Die Säule auf dem Vendômeplatze, die unter Napoleons Regierung errichtet wurde, ist eine glorreiche Trophäe, auf deren Erhaltung die Franzosen eifrigst bedacht sein sollten. Oben darauf steht die Statue des Kaisers; zur Zeit der Restauration 1814 wurde die Statue dessen, den man damals Usurpator nannte, herabgenommen und eine Fahne dafür aufgepflanzt.

In der Juliusrevolution 1830 wurde die weiße Fahne von einer dreifarbigen verdrängt; später wurde Napoleons Statue wieder an ihren alten Platz gestellt. Wenn man dieses aus feindlichen Kanonen gegossene Bild betrachtete und das Verzeichniß aller von Napoleon gewonnenen Schlachten las, so konnte man mit Recht sagen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.“

Auf dem Platze, wo früher die Bastille stand, wurde den im Kampfe für die Revolution von 1830 gefallenen Franzosen zu Ehren eine Säule errichtet. Diese Säule steht zwischen dem Faubourg und der Rue St. Antoine; ihr Umfang ist etwas kleiner als der der Säule auf dem Vendômeplatze, auf ihrem Gipfel steht eine Statue, welche die Freiheit vorstellt, und auf dem Schafte sind die Namen der Juliopfer eingegraben.

Diese Säule erhebt sich über einem Piedestal, das selbst wieder auf einer runden Unterlage steht. Ein Gitter umgibt das Monument.

Fremde versäumen es selten, während ihres Aufenthaltes in Paris diese beiden Säulen zu besuchen, deren Gipfel man auf einer Wendeltreppe ersteigen kann. Auch kommen manchmal Einwohner der großen Stadt dahin, um sich an der prächtigen Aussicht zu ergötzen, die man von diesen Monumenten herab hat.

Allein was mag wohl der Grund sein, daß gerade diese Säulen so oft der Schauplatz betrübender Scenen sind? Was denken wohl die Leute

welche, entschlossen, ihrem Leben ein Ende zu machen, hiezu diese Monumente wählen, die sie selbst in ihrer Verzweiflung noch respektiren sollten? Glauben Sie vielleicht, wenn sie sich von der Säule auf dem Vendôme- oder dem Bastilleplatz herabstürzen, so werde ihr Name deßhalb ebenfalls auf die Nachwelt kommen?

Diese närrische Idee gewisser Individuen macht einen betrübenden Eindruck und veranlaßt zum Nachdenken über die Nichtigkeit aller menschlichen Größe. Bald ist es ein junger Mann, der eine Säule ersteigt und, ohne daß der Wächter es bemerkt, sich auf den Platz hinunterstürzt, weil ihm das Mädchen verweigert wurde, das er zur Gattin haben wollte; bald eine eifersüchtige Frau, die sich von ihrem Geliebten verrathen glaubt und deßwegen Allem mit einem großartigen Luftsprunge ein Ende machen will; ein anderes Mal ist es ein Banquier, der früher oft von seinem Wagen aus an dieser Säule hinaufstaunte, nun aber in Folge erlittener Verluste sich gezwungen sieht, zu Fuß zu gehen: weil er nicht den Muth hat, dieses zu ertragen, so ersteigt er die Säule, um ein Leben zu endigen, das keinen Reiz mehr für ihn hat, weil er nicht mehr fünfzigtausend Franken jährlich verschwenden kann.

Wir wollen hoffen, daß diese Narrheit aufhören oder daß man es wenigstens so einrichten werde, daß diese Monumente in Zukunft nicht mehr der Schauplatz derselben ist. Die den Todten zu Ehren errichteten Säulen mögen späterhin nicht mehr zu Gräbern für die Lebenden werden.

Hausbäder.

Ebenfalls eine moderne Erfindung. Man will zwar behaupten, sie sei den Griechen nachgemacht; allein die Griechen waren verschwenderischer, üppiger als wir. Sie hatten zu diesem Behufe Häuser mit Säulenhallen, mit geräumigen luftigen Sälen, Höfe mit Bassins und Fontainen, sie besaßen besondere Badezimmer und hatten nicht nöthig, ein fertiges Bad in's Haus kommen zu lassen.

In Paris, wo man keinen Platz hat, sich auszudehnen; wo bis hundertundzwanzig und manchmal noch mehr Personen in einem einzigen Hause beisammen wohnen; wo ein sogenanntes Zimmer oft nichts Anderes ist als ein Plätzchen von zwölf Fuß und nicht einmal viereckig; wo man oft das Fenster öffnen muß, wenn man seinen Rock anziehen will; wo ein und dasselbe Gemach manchmal Vorzimmer, Speisezimmer, Salon und Küche ist; wo vier Miethmänner zusammen in der Hausflur auf ein ganz kleines Plätzchen beschränkt sind, so daß man oft sehen kann, wie der Eine Feuer im Ofen anmacht, während der Andere seinen Rock ausklopft und ein Dritter seine Schuhe putzt u. s. f.,

Dieses aus dem Grunde, weil keiner in seinem Zimmer Raum genug dazu hat: da kann man sich wohl denken, daß die Badzimmer rar sein werden, besonders bei der bürgerlichen Klasse, bei Leuten, die wohl schon auf den Gedanken kamen, ein Bett auf einen Divan, aber noch nicht auf den, ein solches in eine Badwanne zu machen. Dieses kommt vielleicht später noch ... wir machen alle Tage neue Entdeckungen.

Solche nun, die keine eigenen Badeeinrichtungen im Hause hatten, mußten sich an die Badeanstalten wenden, als das Bedürfniß oder das Verlangen zu baden sich fühlbar machte. Solcher Anstalten gibt es zu Paris nicht wenige, beinahe in jedem Quartier eine; allein es gibt Quartiere, die so groß, und Straßen, die so lang sind, überdieß ist es manchmal so schlechtes Wetter, und wenn Du gerade unwohl bist und Gesundheit halber baden solltest, so bist Du nicht aufgelegt, außer dem Hause zu baden.

Aller dieser Unannehmlichkeiten ist man jetzt enthoben: man bringt Dir ein Bad in's Haus, Du magst im vierten, fünften Stocke oder gar unter dem Dache wohnen: gleichviel, überall hin bringt man Dir Dein Bad; Nichts schreckt die Unternehmer ab. Ueberdieß sind diese Badeanstalten sehr philantropisch. Du darfst nur dahin gehen, Deine Adresse abgeben, die Stunde bezeichnen, wenn Du zu baden wünschest, und im Weggehen noch einmal wiederholen: „Man halte es auch warm!“ und Du wirst nach Wunsch bedient.

Wie indeß die besten Dinge auch ihre unvollkommenen Seiten haben, so sind auch mit den Hausbädern einige Unannehmlichkeiten verknüpft; Du erwartest z. B. Dein Bad um neun Uhr; manchmal ist es um eilf Uhr noch nicht da. Dieses ärgert Dich um so mehr, als Du bereits Hunger hast und doch nicht an's Essen denken darfst, ehe Du gebadet hast.

Endlich pocht es an Deine Hausthüre: Dein Bad kommt. In Deiner Freude sagst Du zu Deiner Magd: „Lasse die Badwanne hieher bringen in mein Schlafzimmer."

Man hört ein Geräusch von plumpen nägelbeschlagenen Schuhen, jeden Tritt sieht man auf dem Fußboden, allein Du kannst doch nicht verlangen, daß diese Leute gewichste Stiefeln anhaben sollen.

Kling, klang! ertönt es in dem Zimmer, das an Dein Schlafzimmer anstößt.

„Ach, mein Gott, was ist das?" rufst Du und bist mit einem Satze aus dem Bette.

Eine rauhe, heisere Stimme antwortet:

„Nichts, gar Nichts ... einige Tassen. Bah, die leimt man wieder zusammen, so sieht man Nichts mehr. Leimt man ja Teller, und sie sind größer als diese Tassen da."

Nun tritt die Magd mit kläglicher Miene in Dein Zimmer und sagt:

„Ach, mein Gott, Madame, die Träger haben die Badwanne an den Stuhl gestoßen, worauf Ihr Theebrett stand, und es fielen zwei Tassen herunter, die zerbrochen sind."

In diesem Augenblick kommen die Träger in Dein Schlafzimmer; einer von ihnen tritt die Katze auf die Pfote, daß sie mit lautem Miauen davon läuft.

„Macht Nichts, gar Nichts," sagt der Träger; „ich habe einmal eine Katze zwischen die Thüre geklemmt, daß man ihren Kopf nicht mehr von ihrem Schwanze unterscheiden konnte, und sie lebte noch sechs Wochen! Ja, die Katzen haben ein zähes Leben."

Und die Träger wenden sich mit ihrer Badwanne nach einer Fensternische. Beim Wegrücken eines Schrankes stoßen sie, da sie nicht rückwärts sehen, an ein sehr hübsches Gestelle, worauf Du zu Deinem Vergnügen eine Menge jener allerliebsten Gegenstände angebracht hast, die in Paris nicht wenig kosten. Eine kleine Statue Dantons fällt hinunter und zerbricht.

„Thut Nichts, thut Nichts!" sagen die Träger. „Kleine Gipsmännchen, die findet man längs der Boulevards ... halt, da fällt mir ein, gerade vorhin begegnete uns auf der Straße ein Mann, der eine ganze Menge auf dem Kopfe trug ... und noch größere als dieses da ... und angemalt ... o, die sind viel schöner!"

Die Leute gehen, um das Wasser zu holen. Du ermangelst nicht, ihnen zu sagen:

„Verschüttet nur kein Wasser im Zimmer; gebet Achtung, ich bitte euch ... gehet sachte."

„Seien Sie ganz ruhig, Madame, es hat keine Gefahr."

Allein kaum sind sie drei Male von der Hausflur in Dein Schlafzimmer gegangen, so hast Du einen wahren Bach in Deinem Zimmer, worin man fischen könnte. „Mein Gott! so seht doch nur das Wasser auf dem Boden!"

„Thut Nichts, thut Nichts," erwiedern die Träger. „Sehen Sie, man kann es nicht verhindern, daß die Eimer tropfen; allein ein Besen nimmt Alles weg: und dann ist es ja kein Schmutz ... im Gegentheil, es ist noch gut, das Zimmer wird aufgewaschen."

Du blickst seufzend nach Deiner Magd und diese, um Dich zu trösten, sagt:

„Ach, Madame, wenn Sie erst im äußern Zimmer sehen würden! Da ist's noch viel schlimmer... man könnte mit einem Nachen herumfahren!"

Endlich ist die Badwanne voll und Du sagst:

„Vergessen wir das Vorgefallene; ich will nun wenigstens das Vergnügen haben, zu Hause in meinem Schlafzimmer ganz nach meiner Bequemlichkeit zu baden."

Du stehst auf und steigst in das Bad. Allein kaum bist Du im Wasser, so rufst Du Deiner Magd zu:

„Ich verbrenne ... das Bad ist zu heiß ... kaltes Wasser, geschwind, kaltes Wasser!"

Die Magd läuft hastig herbei. Indessen kannst Du in der Badwanne nicht sitzen bleiben, sondern stehst aufrecht darin; Deine Füße brennen, während Dich sonst ein Schauder überläuft.

Endlich kommt die Magd mit einer halben E-

voll Wasser, das sie in die Badwanne leert, allein das ist gerade wie ein Tropfen in's Meer. Du entschließest Dich, ganz aus dem Bade zu steigen, weil Du Dir leicht einen Schnupfen zuziehen könntest, ehe dasselbe den gehörigen Grad von Wärme erlangt hat. Du trocknest Dich ab und legst Dich wieder zu Bette, wo Du Dich zu erwärmen suchst, indem Du sagst:

„Eine halbe Gelte voll Wasser hilft Nichts: man muß Wasser herausschöpfen. Nimm ein großes Gefäß ... ach, mein Gott, machst Du eine Näße auf den Boden!"

Die Magd befolgt Deine Befehle und schleppt alle möglichen Gefäße herbei, um von dem heißen Wasser herauszuschöpfen. Natürlich wird viel verschüttet und Dein Zimmer wird ein wahres Bassin, worin man die schönsten hydraulischen Kunststücke ausführen könnte.

Du verläßest Dein Bett von Neuem. Bis zur Badwanne hast Du durch einen See zu waten; endlich steigst Du hinein, allein abermals siehst Du unzufrieden aus.

„Ist es Madame noch zu heiß?" fragt die Magd.

„Zu heiß? Nein, im Gegentheil, es friert mich: Du hast zu viel warmes Wasser herausgeschöpft. Ich habe keine Lust, mir einen Schnupfen zu holen; mein Bad muß nothwendig wieder erwärmt werden ... sieh' doch, wie ich zittere. Mache Wasser heiß und bringe es dann; aber siedend muß es sein ... Du hast doch hoffentlich Feuer in der Küche?"

„Ach Gott, nein, Madame: es ist ausgelöscht, während ich die Badwanne ausschöpfte.“

„Dann stelle einen Kessel über diesen Kamin ... nur schnell, ich bitte Dich!“

Die Magd bläst das Feuer an und läuft geschäftig im Zimmer hin und her, wobei sie vor sich hinmurmelt:

„Das ist eine ärgerliche Geschichte, Madame ... und Sie freuten sich so sehr auf dieses Bad. Nicht wahr, Madame, es ist eben doch geschickter, wenn man nur einen Hahn drehen darf, um kaltes oder warmes Wasser herauszulassen.“

Du gibst gar keine Antwort, bist äußerst aufgebracht und möchtest Deiner Magd gerne den Kopf waschen, wie Du Deinen Körper wäschest, d. h. auf eine unangenehme Weise.

Nachdem sie fünf Minuten lang an dem Feuer geschürt und geblasen, kommt endlich die Magd mit einem Gefäß voll siedendheißen Wassers aus der Küche, läuft auf die Badwanne zu und ruft:

„Geben Sie Achtung, Madame, es ist heiß: das muß Ihnen ordentlich wohl thun.“

Und ehe Du Zeit hast, auf die Seite zu gehen und sie zur Vorsicht zu ermahnen, hat die Magd das ganze Gefäß voll siedenden Wassers Dir über die Schultern hinabgeschüttet. Der Schmerz preßt Dir einen Schrei aus.

„Ist es noch nicht heiß genug?“ fragt die Magd.

„Freilich, mein Gott! es ist nur zu heiß, das heißt: Du hast mir den Rücken verbrannt.“

„Ich thue doch Alles, was Madame sagt . . . ich will noch mehr Wasser über das Feuer setzen.“

„Nein, das ist unnöthig, ich habe genug. Gib mir ein Handtuch zum Abtrocknen, ich bleibe nicht mehr in diesem Bade.“

Du steigst aus der Wanne, trocknest Dich mit einem kalten Handtuche ab, legst Dich wieder zu Bette und schwörst, gleich dem Raben in der Fabel, daß man Dich nimmer daran kriegen soll.

Allein trotz dieser kleinen Unannehmlichkeiten sind die Hausbäder öfters nützlich und bequem, und in Paris machen die Unternehmer gute Geschäfte damit. Nicht alle Träger sind so ungeschickt wie die eben genannten, und ehe man in's Bad steigt, muß man eben sich vorher überzeugen, ob das Wasser den erforderlichen Wärmegrad hat.

Nachdem wir das Unangenehme der Sache gezeigt haben, ist es nicht mehr als billig, daß wir auch das Angenehme derselben anführen.

Läßt Jemand ein Bad in's Haus kommen, so steht es ihm natürlich frei, irgend ein beliebiges Gelaß seiner Wohnung in ein Badzimmer umzuwandeln, wo es ihm gerade am bequemsten däucht. Manche Damen baden in ihrem Boudoir: sie verschwenden dabei alle möglichen Parfümerien und lesen mittlerweile einen Roman von ihrem Lieblingsschriftsteller.

Man muß darauf bedacht sein, bloß ein solches Werk zu lesen, das Einem gefällt, sonst könnte man darüber im Bade einschlafen, was sehr gefährlich wäre.

Der Gelehrte läßt die Badwanne in seinem Cabinet neben seinen Arbeitstisch hinstellen; er schreibt oder liest während des Badens ... und das Wasser erfrischt seine Denkkraft und macht seinen Styl fließender und angenehmer.

In Paris, wo man über Alles lacht, wo die wichtigsten wie die geringfügigsten Dinge Veranlassung zum Spotten geben, wurden natürlich auch die Hausbäder in dieser Beziehung ausgebeutet. Zum Beleg dafür mag folgender Vorfall dienen.

Eine hübsche, lustige, dabei aber etwas rachsüchtige Grisette hatte in einem Hause in der Rue St. Jacques ein schönes Zimmer gemiethet. Der Hausbesitzer war ein schwatzhafter, mißtrauischer, lächerlicher Alter (es gibt in Paris viele solche Hauseigenthümer), der niemals ermangelte, über die Leute, die sich bei ihm eingemiethet hatten, nähere Erkundigungen einzuziehen; das thut er denn pflichtgemäß auch dieses Mal. Er begibt sich nach der Wohnung der Grisette, die ihre Adresse dagelassen hat: kein Portier im Hause; da fragt er bei einer Obsthändlerin nach Fräulein Anastasie. Die Antworten der Obsthändlerin sind beruhigend: Fräulein Anastasie ist eine Stickerin, die Talent hat; sie lacht und singt gerne; manchmal besucht sie ein Student oder ein junger Rechtsgelehrter, allein diese Herren ziehen sich regelmäßig vor Mitternacht zurück. Ueberdieß bezahlt Fräulein Anastasie den halben Vierling Butter und den Käse, den sie kauft, immer baar.

Der Hausbesitzer ist zufrieden; um indeß ganz sicher zu gehen und auch die Mobiliarien des Mädchens einzusehen, hält er es für's Klügste, in ihr Zimmer hinaufzugehen.

„Im vierten Stocke," sagt die Obsthändlerin, „eine Hirschklaue an der Glockenschnur... die Treppe ist so reinlich, als sie nur sein kann."

Unser Mann steigt bis in den fünften Stock hinauf. Die Treppe ist in der That sehr reinlich, und der alte Herr sagt:

„Für ein kleines Haus, das, wie es scheint, von Arbeitern bewohnt wird, ist es nicht übel gehalten."

Wie er aber den letzten Stock hinaufsteigt, ist er nicht mehr so zufrieden: er findet von Zeit zu Zeit Wasser, und bald fließt dasselbe auf allen Stufen umher. In der obersten Hausflur angekommen, muß er beinahe durch einen Bach waten, um Anastasiens Zimmer zu erreichen, denn von hier scheint das Wasser zu kommen, das dann sofort die Treppe überschwemmt.

Die Thüre ist nur angelehnt. Die Grisette, die Jemand kommen gehört hat, erscheint im Unterröckchen und Nachtleibchen auf der Schwelle und macht dem Alten einen graziösen Knicks; allein dieser, der bereits seinen Entschluß gefaßt hat, beantwortet denselben mit einer geringschätzenden Grimasse.

„Treten Sie gefälligst ein," sagt Anastasie, „und ruhen Sie ein wenig aus."

„Bemühen Sie sich nicht, Mademoiselle," ent-

gegnet der alte Herr trocken; „ich habe Ihnen bloß zwei Worte zu sagen: hier haben Sie Ihr Draufgeld wieder; Sie dürfen nicht darauf rechnen, in meinem Hause einzuziehen.“

„Und warum denn, mein Herr?“ ruft das Mädchen. „Ich hoffe, die Erkundigungen, die Sie über mich eingezogen, werden nicht ungünstig gelautet haben. Mein Betragen ist untadelhaft: ich gehe bloß in das Theater bei Bobino, tanze nur im Prado und speise nirgends anders als bei Flicotot... und was meine Mobiliarien betrifft, treten Sie ein, mein Herr, und Sie werden sehen, daß ich damit zehn Zimmer wie das Ihrige bezahlen könnte.“

„Mademoiselle, der Aufschluß, den ich über Sie erhalten habe, ist durchaus nicht von der Art, daß er Ihnen schaden könnte; auch sehe ich von hier aus, daß Sie sehr gut eingerichtet sind; allein ich wiederhole es, Sie können nicht in mein Haus ziehen.“

„Aber warum denn, mein Herr? Ich verlange, ich fordere eine Erklärung. Einem das Draufgeld zurückzubezahlen, das ist eine Beleidigung, mein Herr, und ich lasse mir nicht den geringsten Hohn gefallen.“

„Da Sie absolut darauf bestehen, zu erfahren, warum ich Ihnen Ihr Draufgeld zurückgebe, gut, so will ich es Ihnen sagen, mein Fräulein: es geschieht, weil Ihre Hausflur ein wahrer See ist, so daß man den Fuß nirgends hinsetzen kann; weil alles dieses Wasser aus Ihrem Zimmer kommt und

ich nicht Lust habe, Sie in meinem Hause ähnliche Ueberschwemmungen machen zu lassen. Das Wasser dringt in die Spalten, Mademoiselle, und von da in die Zimmerdecken: dieses schadet einem Hause bedeutend, es werden alle Augenblicke Reparationen nothwendig, und das Alles aus dem Grunde, weil man Miethsleute hat, die in ihren Zimmern kleine Bäche machen. Dafür dank' ich; lieber wollte ich zwei Miethzinse verlieren."

„Mein Gott, wegen ein Paar Tropfen Wasser auf dem Boden so viel Aufhebens! Ich ließ mir ein Bad kommen: Baden geht mir über Alles... ich möchte nur ganz im Wasser leben. Ich lese, esse und schlafe, kurz, ich thue alles Mögliche im Wasser. Ist es ja doch nirgends verboten, in seinem Zimmer zu baden. Nun haben die Träger, die meine Badwanne ausleerten, ein wenig Wasser in der Hausflur verschüttet; allein sehen Sie, daran bin ich ja nicht Schuld."

„Das glaub' ich wohl, mein Fräulein; allein da Sie das Wasser so sehr lieben, so fürchte ich, Sie möchten gar zu oft Bäder in Ihrem Zimmer nehmen: ich kann deßhalb nicht das Vergnügen haben, Sie bei mir eingemiethet zu sehen."

„Ah so, mein Herr! Sie nehmen also niemals Bäder zu Hause... und Ihre Miethsleute versagen sich dieses Vergnügen ebenfalls?"

„Nein, Mademoiselle; aber wenn ich oder sonst Jemand in meinem Hause ein Bad kommen lassen, so nimmt man sich in Acht, sehr in Acht, und macht

keine Ueberschwemmung auf der Treppe. Da haben Sie Ihr Draufgeld."

„Es bleibt also dabei, mein Herr?"

„So wahr ich Triffouillard heiße, mein Fräulein. Ich habe die Ehre, Ihnen guten Abend zu wünschen."

Hiemit steigt der alte Herr wieder die Treppe hinab, während das Mädchen sich über das Geländer hinausbeugt und ihm nachruft:

„Herr Triffouillard, Sie sind ein wunderlicher alter Kauz; aber Sie sollen von mir hören!"

Mademoiselle Anastasie weiß Wort zu halten. Sie geht in ihrem Zimmer auf und ab und sinnt auf Rache. Da ihr im Gehen Nichts einfällt, so setzt sie sich nieder, reibt die Stirne, zupft sich an Nase und Ohren und springt dann auf einmal auf. Ihr Gesicht strahlt vor Freude und sie ruft aus:

„Ich hab's... so will ich's machen. O, das ist köstlich, ausgezeichnet!"

Die Grisette geht aus, wendet sich in der nächsten Straße an den ersten besten Lohnbedienten, den sie antrifft, nimmt ihn mit und geht nach der nächsten Badanstalt. Hier bleibt sie vor dem Hause stehen, gibt dem Lohnbedienten die genaue Adresse des Herrn Triffouillard in der Rue Saint-Jacques und sagt zu ihm:

„Bestelle für diesen Herrn ein Bad auf sieben Uhr morgen frühe."

Der Lohnbediente geht hinein und kommt nach einigen Augenblicken wieder mit der Nachricht, daß

das Bad bestellt sei. Anastasie geht weiter bis zu einer andern Badanstalt, schickt hier den Lohnbedienten abermals hinein und sagt zu ihm:

„Bestelle für Herrn Triffouillard auf morgen früh sieben Uhr ein Bad, gib aber die Adresse genau an.“

Der Lohnbediente fängt an zu lachen, thut aber, was man ihn heißt. Anastasiie geht wiederum weiter und schickt ihn mit dem gleichen Auftrage nach und nach in sieben Badanstalten; sodann gibt sie ihm zwei Franken, entläßt ihn und geht nach Hause, eben so vergnügt, als wenn ihr Liebhaber ihr versprochen hätte, mit ihr bei einem Traiteur speisen zu wollen.

Am folgenden Morgen um sieben Uhr pocht es an die Thüre des Herrn Triffouillard, der nicht gewohnt ist, so frühe aufzustehen. Die alte Haushälterin sieht nach, was es gebe, kommt sodann schnell in's Zimmer und sagt:

„Man bringt das Bad, das Sie bestellt haben. Hätten Sie mir gesagt, daß Sie diesen Morgen ein Bad nehmen wollen, so wäre ich längst aufgestanden und hätte Alles besorgt; allein Sie sagen mir nie Etwas.“

Triffouillard reibt sich die Augen aus und erwiedert:

„Ich habe kein Bad bestellt... die Leute sind im falschen Hause... sie sollen mich ruhig schlafen lassen.“

Die Haushälterin richtet dieses aus, kommt aber gleich wieder zurück und sagt:

„Mein Herr, sie haben Ihren Namen und Ihre Adresse ganz genau aufgeschrieben und wollen zu Ihnen; sie weigern sich fortzugehen.“

„Nun,“ sagt Herr Triffouillard launig, „weil das Bad einmal da ist, so will ich es nehmen, obwohl ganz bestimmt eine Verwechslung vorgeht; sie sollen es hieher bringen... aber mit der gewöhnlichen Vorsicht.“

Die Leute bringen das Bad. Während sie die Badwanne in dem Schlafzimmer aufstellen, klopft es von Neuem an der Hausthüre. Die Haushälterin sieht nach, stürzt ganz außer sich in's Zimmer und ruft:

„Bei Gott, es scheint, der Herr habe gefürchtet, kein Bad zu bekommen: da bringt man ein zweites.“

„Das wird aber doch zu bunt,“ ruft der alte Hausbesitzer und springt aus dem Bette, „zwei Bäder, während ich nicht einmal ein einziges bestellt habe! Fort damit, das nehme ich auf keinen Fall!“

Ehe noch Herr Triffouillard ausgesprochen hat, wird die Glocke heftig angezogen; die Haushälterin läuft an's Fenster und kommt beinahe weinend zurück:

„Herr! Herr! da bringt man ein drittes Bad! Die ganze Hausflur voll mit Leuten!“

„Drei Bäder,“ ruft Triffouillard, indem er wüthend seine baumwollene Mütze vom Kopfe reißt, „das ist ein schlechter Spaß!... Und was Teu-

fels soll ich denn mit drei Bädern thun? Fort damit!"

„Das ist bald gesagt, mein Herr, allein die Träger wollen keine Vernunft annehmen: Jeder verlangt, Sie sollen sein Bad nehmen."

„Sie sollen zum Teufel gehen und mich in Ruhe assen! Allein was ist das schon wieder? Ich höre Lärm im Hofe."

Die Haushälterin sieht nach; bald kommt sie zurück, sinkt verzweiflungsvoll in einen Stuhl und ruft:

„Herr! Herr! noch drei Bäder auf einmal! Der Hof ist voll Kärren und Tonnen; die Nachbarn stecken bereits die Köpfe zusammen und fragen, ob Feuer in dem Hause ausgekommen sei, und der Wicht von Portier ruft alle Augenblicke: ‚Der Herr muß Etwas auf dem Pelze haben, das nicht weichen will, da er sieben Bäder auf einmal zu nehmen gesonnen ist!'"

Herr Triffouillard ist ganz wüthend; er will, man solle alle die Träger fortjagen, allein diese fangen an, ihre Gelten zu füllen und nach einander die Treppe hinaufzusteigen. Jeder will zuerst hinauf kommen, und wenn man dem merkwürdigen Streit zusieht, so könnte man fast glauben, das Haus solle bewässert werden.

Endlich entschließt sich Triffouillard, die sechs Bäder, die er nicht bestellt hat, zu bezahlen, und während er die Ströme von Wasser, welche die ‑eppe und den Hof überschwemmen, betrachtet, so

fällt ihm sein Besuch bei Mademoiselle Anastasie ein. Da kommt er auf den Gedanken, daß die Grisette es ist, die ihm diesen Streich gespielt hat, und er denkt bei sich selbst:

„Ich hätte besser daran gethan, ihr die Miethe nicht aufzusagen.“

Eine Soiree bei einer Beamtenfamilie.

Eine Wahrheit, die ohne Zweifel Viele beleidigen wird, denn es gibt Wenige, welche die Wahrheit lieben, ist die, daß wir Alle Affen sind, ja: Affen! Ich sehe, es macht Mancher ein saures Gesicht über diese Behauptung, allein das stößt sie dennoch nicht um.

Was man am Hofe thut, das gibt unter den Vornehmen, dem Adel und den hohen Beamten den Ton an. Diese werden von den Banquiers, den Notaren, Capitalisten, überhaupt von den Reichen nachgeahmt oder (was ganz dasselbe ist) nachgeäfft. Sodann kommt der Bürgerstand, die Mittelklasse, welche die höhere nachäffen will; sie wird ihrerseits wieder von den wohlhabenden Handwerkern, diese von den Arbeitern und letztere von dem gemeinen Volke nachgeäfft. So nimmt das Nachäffen gar kein Ende und, wie La Fontaine sagt:

Jeder kleine Fürst hat Ambassadeurs,
Jeder Marquis will Pagen haben.

Die vornehme, reiche Welt gibt Soireen; die Mittelklasse gibt ebenfalls, das ist ganz natürlich;

die Handwerker deßgleichen; gibt es ja Portiersfrauen, die in ihren Logen Routs veranstalten. Alles wird auf's Höchste getrieben.

In Paris hat man besser als an irgend einem andern Orte Gelegenheit, zu thun, was Einem gefällt, und alle seine Gelüste zu befriedigen; unter so vielen Leuten, wo Jedermann bloß an sich selbst denkt, hat man keine solche Klatschereien zu fürchten wie in einem kleinen Städtchen.

Besuchen wir einmal eine Soiree bei einer Beamtenfamilie. Sie findet in der Rue Quincampoix bei einem alten pensionirten Postbeamten statt. Er hat eine Frau, die niemals schön gewesen, aber bei zunehmendem Alter mürrisch und widerwärtig geworden, und die ihrer Meinung nach kränklich ist; dazu eine Tochter von sechszehn Jahren, die vor Kurzem aus einer Pension kam, wo sie alle ersten Preise erhielt, die aber nicht im Stande ist, eine Hafte an ihr Kleid anzunähen; dann eine zweite Tochter von acht Jahren, welche in die Fußstapfen ihrer Schwester zu treten verspricht und die man äußerst geistreich findet, weil sie Alles sagt, was ihr auf die Zunge kommt.

Der gute Mann hat ein jährliches Einkommen von dreitausend Franken, womit er natürlich nicht weit reicht, eine Wohnung in einem dritten Stocke, bestehend aus vier Piecen, Möbel, die von 1812 herstammen, und eine alte grämliche Magd, auf die man jedoch viel hält, wahrscheinlich weil sie den Wein heimlicher Weise trinkt und die Flaschen wieder mit Wasser auffüllt.

Herr Ducroquet, so heißt der Familienvater, liebt seine Kinder: das ist die Pflicht eines guten Vaters; allein gegen seine ältere Tochter Ophelia ist er allzuschwach, und seit sie aus der Pension zurückgekommen ist, wo sie mit Töchtern von Marquis, Herzogen, Pairs und Banquiers erzogen wurde, gähnt sie ihren Eltern den ganzen Tag in's Gesicht und sagt, sie langweile sich und habe Heimweh nach ihrer Pension.

Rührende Naivetät, ganz geeignet, das Herz der guten Eltern zu bezaubern, die sich selbst wehe thun, um ihren Kindern Das zu geben, was sie gute Erziehung nennen!

Wenn Ducroquet seine Tochter gähnen sieht, so denkt er:

„Sie hat recht: unser Hauswesen sieht auch gar zu widerwärtig aus... meine Frau klagt unaufhörlich und glaubt immer krank zu sein... ich selbst langweile mich ebenfalls sehr dabei. Ophelia hat vollkommen recht, wenn sie gähnt. Ein Mädchen, das in seiner Pension alle ersten Preise davon getragen und das ruhmbekränzt nach Hause kommt, sollte nothwendig unter die Leute kommen, um seine Talente geltend zu machen. Dieses ist nicht mehr als billig; denn wozu nützen die Talente, wenn man ein Leben führt wie ein Bär?... Ein Bär lernt weder Zeichnen noch Musik, weil er nie in eine Soiree kommt."

Das Resultat dieser Reflexionen ist der feste Entschluß, den Winter über mehrere Soireen zu ge-

ben. Mademoiselle gibt dem Entschlusse ihres Herrn Vaters Beifall; die jüngere Schwester hüpft vor Freude und sagt, das sei sehr lustig; Mama versichert seufzend, es werde ihr Kopfweh verursachen; die Magd murrt und wendet ein, die Zimmer werden schmutzig und sie habe dann den ganzen folgenden Tag mit Putzen zu schaffen. Allein Ducroquet hat als Postbeamter sich eine feste Bestimmtheit in seinen Entschlüssen und Handlungen angewöhnt: es bleibt dabei, man gibt Soireen.

Wenn nun der große Tag oder vielmehr der große Abend kommt, so rechnet Herr Ducroquet schon am vorhergehenden Morgen seine Ausgaben zusammen. Man gibt Zuckerwasser oder bloß frisches Wasser, je nach dem Wunsche der Personen, welche Durst haben, sodann läßt man einen großen Kuchen herumgehen, den man aber sorgfältig in kleine Stückchen zerschneidet; man zündet die beiden Lampen an (ein Kronleuchter ist nicht vorhanden), sodann stellt man noch einige Wachslichter auf die Spieltische und das Clavier, zündet dieselben aber erst dann an, wenn es unumgänglich nothwendig ist, und löscht sie augenblicklich wieder aus, wenn sie ihren Dienst gethan haben.

Die alte Magd schüttelt murrend den Kopf, was zu bedeuten hat, daß sie Alles verstanden hat und gehorchen wird, wenn es ihr gut dünkt. Madame Ducroquet bekümmert sich um gar Nichts: sie macht sich einen Thee und trinkt ein Malvendecoct, weil sie glaubt, sie habe ein Brust- oder Nervenleiden

Ducroquet fragt wenig darnach; er versichert, seine Frau habe von jeher solche Leiden gehabt.

Mademoiselle Ophelia studirt den ganzen Morgen auf einen Kopfputz; nach dem Mittagessen hat sie noch keinen Entschluß gefaßt. Sie ist sehr schlechter Laune, weil sie keinen Friseur kommen lassen durfte: die Einkünfte Ducroquets gestatten es ihm nicht, seiner Tochter einen Friseur zu halten. Dieses setzt er ihr auseinander und bemerkt dabei:

„Aber wenn man so viel Talent hat wie Du... wenn man alle ersten Preise bekommen, kurz wenn man eine so schöne Erziehung genossen hat, so sollte man sich doch selbst frisiren können.“

„Ei!... wie dumm!“ entgegnet Mademoiselle Ophelia achselzuckend, „als ob unsere Professoren Perruquiers wären!“

Diese Antwort könnte Papa impertinent finden, zieht es aber vor, sie äußerst geistreich zu finden... und das thut ein sehr guter Vater.

Die bestimmte Stunde ist gekommen und Mademoiselle Ophelia ist mit ihrer Frisur immer noch nicht fertig. Indeß im Zimmer ist Alles parat. Fräulein Heloise (so heißt die jüngere) läuft von einem Gemach in das andere und ruft:

„O, wie schön es bei uns ist... ganz anders als sonst!“

Die Lampen sind angezündet, das Clavier steht offen — denn man hat ein Clavier: das ist gegenwärtig ein unentbehrliches Möbel, selbst bei Leuten, die es nie anrühren und die Musik nicht lieben.

Auch zwei Spieltische sind hergerichtet: der eine zur Bouillotte, die wieder Mode geworden ist, die man aber jetzt zu Vier spielt statt zu Fünf wie früher; an dem andern wird Boston, Imperiale oder Piquet gespielt, je nachdem sich Liebhaber finden. Das Ecarté ist beinahe aus allen Soireen ganz verbannt; man fand, daß es zu schnell gehe und daß man selbst in den nobelsten Gesellschaften dabei betrügen könne.

Ducroquet untersucht seine Kartenspiele. Es sind solche darunter, die erst vier Male aufgelegt wurden; diese scheinen ihm noch sehr schön. Er legt sie auf den Tisch und wickelt das eine oder andere in einen Umschlag ein, den er mit einem Schnürchen zusammenbindet, so daß man glauben soll, es seien ganz neue Spiele. Allein so dumm wird Niemand sein.

Die Gesellschaft kommt erst gegen halb neun Uhr. Dieses ist offenbar zu spät für Leute, die um eilf Uhr wieder nach Hause gehen wollen; allein das ist guter Ton: Niemand will zuerst da sein. Kommt Jemand in ein Zimmer, wo noch Niemand ist als die Hausbewohner, so grämt er sich, so bald gekommen zu sein, und schwört es leise, daß dieses ihm nicht mehr begegnen solle. Wenn indeß Alle so sagen wollten, so käme nie eine Gesellschaft zu Stande.

Endlich eröffnet ein alter Kaufmann mit seiner Gemahlin die Soiree. Ducroquet geht ihnen entgegen und ruft:

„Ah, das ist schön, daß Sie so bald kommen... das heißt, es ist eigentlich nicht mehr bald... doch einerlei. Sie kommen doch! ... Und Ihr Befinden, Madame Boulignot... immer gut?

„Ausgezeichnet, mein Herr, ich danke."

„O, die Gesundheit meiner Frau ist so fest als die Porte Saint-Denis," ruft Herr Boulignot, sich die Hände reibend und mit schelmischer Miene um sich blickend.

„Das könnte ich eben von der meinigen nicht sagen," murmelt Madame Ducroquet.

„Sie sind leidend, Madame?"

„Ach, mein Gott, ja: ich habe einen dumpfen Schmerz... im Magen... und dann fährt es mir so durch den Rücken... haben Sie es noch nie so gehabt?"

„Meine Frau hat niemals dumpfe Schmerzen," entgegnet Boulignot; „wenn sie einmal sich zufälliger Weise nur ein wenig ritzt, so schreit sie wie ein Blinder, der seinen Stock verloren hat."

Madame Boulignot gibt ihrem Gemahl einen leichten Schlag auf den Arm und sagt:

„Schweig', böser Mann."

Dieses geschieht aber mit einem Blicke, der sagen will:

„Ach, mein Theurer, wie liebenswürdig bist Du!"

„Aber wo ist denn Fräulein Ophelia? Ich sehe sie ja nicht," fährt Herr Boulignot fort, wobei er alle Winkel des Zimmers auf's Genauste mustert, als suchte er das Fräulein vom Hause unter den Möbeln.

„Sie wird gleich kommen," sagt Mama, „ich glaube, sie ist mit ihrer Toilette noch nicht fertig."

In diesem Augenblicke kommt die kleine Heloise in den Saal gehüpft und ruft:

„Die Schwester hat nicht genug schwarze Nadeln; sie sagt, unser Haus sei eine Baracke gegen ihre Pension!"

Herr Ducroquet heißt die Kleine schweigen und drückt ihr heimlich ein Zehnsousstück in die Hand, wofür die Magd schwarze Nadeln für Ophelia holen soll. Heloise gibt der Magd diesen Auftrag; letztere wird aber wüthend, weil man sie nach schwarzen Nadeln fortschicke, während sie doch sonst alle Hände voll zu thun habe, da sie Gläser reinigen und den Kuchen zerschneiden soll. Endlich geht sie, Alles zum Teufel wünschend.

Die kleine Heloise läßt die Magd lärmen, allein so wie dieselbe zur Küche hinaus ist, schneidet sie selbst ein großes Stück von dem Kuchen ab, und steckt es in ihre Tasche.

Unterdessen kommt die Gesellschaft an: zuerst ein Postbeamter mit seiner Frau und seinem Hunde, einer Bestie, die auf alle Tische steigt und an Jedermann hinaufspringt; dann ein alter Hagestolz, der sehr laut spricht und sehr stark hustet, zum Beweise, daß er eine ausgezeichnet gute Brust habe; ferner ein Herr mit einer gelben Weste, einem schmutzigen Hemde, einem unausgebürsteten Rocke und einem Gesichte, das aussieht, als ob es noch gar nie gewaschen worden wäre. Diesen Herrn nennt man einen Künstler; er

grüßt mit schläfriger Miene und setzt sich sodann in einen Sessel, wo er in Kurzem aussieht, als ob er völlig eingeschlafen wäre.

Kurz darauf tritt ein kleines, corpulentes Frauenzimmer ein, das zwar schon Vierzig auf dem Rücken hat, aber immer noch Fräulein genannt wird, und in Gesellschaft sich naiv lustig und zimperlich benehmen will. Es hält sich immer für jung, weil es ewig Fräulein bleibt; dieses ist ein Mittel, sein ganzes Leben hindurch jung zu bleiben.

Sodann kommt eine große, hagere, gelbliche Dame, mit zwei Töchtern, die erst fünfzehn und sechszehn Jahre alt, aber beinahe so groß als ihre Mutter sind, und einem Sohne von dreizehn Jahren, der aber schon über seine Schwestern hinaussieht. Wenn man diese Familie betrachtet, so kann man sich eine Idee von einem Spargelfelde machen.

Hierauf erscheinen junge Herren mit und ohne Schnurrbart, Fashionables aus dem Quartiere, ferner einige artige Damen, und endlich einige Herren von mittlerem Alter, Leute ohne Bedeutung, welche in einer Gesellschaft bloß dazu da sind, um die Lückenbüßer zu machen.

Endlich erscheint Mademoiselle Ophelia: sie ist aber offenbar schlimmer Laune, weil es ihr nicht gelungen ist, sich nach ihrem Geschmacke zu frisiren. Ihre Mutter tadelt sie, daß sie so lange zum Ankleiden gebraucht habe, allein sie antwortet grob:

„Es ist auch kein Wunder in diesem Hause; da fehlt es überall!“

Die Damen setzen sich im Halbkreise um den Kamin herum: eine alte Gewohnheit, die Kälte und Langeweile in ein Zimmer bringt und die mit Recht überall verbannt ist, wo man seine Gesellschaft gehörig zu unterhalten weiß.

Lange Zeit sprechen die Damen halblaut, die Herren ganz leise mit einander. Man hört Nichts als ein dumpfes Murmeln und könnte fast auf den Gedanken kommen, man sei in einem Krankenzimmer. Das ist äußerst heiter.

Madame Ducroquet sitzt neben einer alten Dame, welcher sie alle Leiden erzählt, woran sie laborirt, alle Schmerzen, die sie empfindet, alle die Mittel, die sie schon angewendet hat und ferner anzuwenden gedenkt. Die alte Dame, welche natürlich diese Unterhaltung nicht interessirt, hört Alles geduldig mit an, denkt aber dabei immerwährend an das Abendessen.

Herr Ducroquet macht die Runde und thut sein Möglichstes, um jeder Dame eine Artigkeit zu sagen. Diese besteht oft bloß in einer Bemerkung wie:

„Und Sie befinden sich immer wohl? — Es war heute Morgen sehr kalt; allein das Wetter wird wieder milder. — Und befindet sich in Ihrer Familie Alles so gut wie Sie? — Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie kommen! — Was bringen Sie uns Neues? — Ihr Häubchen sitzt Ihnen unvergleichlich gut. — Ich erkannte Sie nicht gleich, als Sie eintraten.“

Nachdem er den Katalog seiner Artigkeiten erschöpft hat, betrachtet der Herr des Hauses seine Leute mit einer Miene, die sagen will:

„Ich muß doch alle diese Leute unterhalten; das ist etwas sehr Schwieriges: man kann nicht immer geistreich sein. Ich will ihnen Etwas zu thun geben.“

Er schlägt vor, ein wenig Musik zu machen: Alles applaudirt, Alles ist entzückt über diesen Einfall, allein wie es d'rauf und d'ran kommt, will Niemand an's Clavier. Ducroquet wendet sich an alle Personen, von denen er weiß, daß sie musikalisch sind.

„Madame, wollen Sie uns nicht Etwas singen?“

„Nein, heute Abend nicht. Es wäre mir unmöglich.“

„Sie, Mademoiselle?“

„O, mein Herr, hören Sie nicht, wie ich den Schnupfen habe?“

„Aber Ihre Frau Schwester?“

„Ich würde gerne singen, allein ich kann gar Nichts.“

„Aber Fräulein Ophelia,“ sagen einige junge Herren, „wollen Sie sich nicht hören lassen?“

„Ich? ich singe niemals!“ entgegnet Ophelia.

„Aber Sie spielen doch Clavier, Mademoiselle; wenn Sie uns ein Stück spielen wollten?“

„Ach ja,“ bemerkt Madame Ducroquet, „Ophelia, spiele uns das große Stück, das Du schon so lange einstudirst und wo Du bei einigen Passagen so viele Saiten zersprengst.“

„Wenn ich dieses spielen wollte, so müßte es mir geläufig sein. Auf keinen Fall werde ich es spielen.“

Die unverschämte Art und Weise, wie das Mädchen seiner Mutter antwortet, macht auf die meisten Personen in der Gesellschaft einen widerlichen Eindruck und ein Herr sagt zu seinem Nachbar:

„In den meisten Pensionsanstalten, wo die Fräulein eine brillante Erziehung erhalten, vergesse man, sie das Nothwendigste, d. h. Höflichkeit und Achtung gegen ihre Eltern, zu lehren.“

Kindliche Liebe kann nicht gelehrt werden, sondern sollte sich immer im Herzen der Kinder vorfinden, was aber leider sehr oft nicht der Fall ist.

Alle die Mädchen, die in ihrer Pension Preise bekommen haben, die vorgeblich mehrere fremde Sprachen, Musik, Zeichnen, Geschichte u. s. f. kennen, haben keine Ahnung davon, wie geschwind ein mürrisches, unverschämtes Wort gegen Vater oder Mutter alle die Preise, die sie erhalten, verschwinden macht. Sie meinen, wenn sie sich recht anmaßend betragen, so sehen sie schon jungen Frauen gleich; ja, jungen Närrinnen! Sie wissen nicht, mit welchem Vergnügen man auf ein Mädchen sieht, das eine Ehre darin sucht, seiner Mutter mit Liebe und Achtung zu begegnen!

Da Fräulein Ophelia darauf beharrte, nicht Clavier zu spielen, so bemerkte Herr Boulignot leise, sie habe wahrscheinlich noch nicht Saiten genug gesprengt, um das Stück spielen zu können.

Und wie Herr Ducroquet sieht, daß Niemand zum Musikmachen aufgelegt ist, so entschließt er sich, das Spiel anfangen zu lassen. Er veranstaltet eine

Bouillotte; der Einsatz ist ein Sou. Der alte Hagestolz, dem man auch Karten gibt, meint, das heiße etwas theuer gespielt, doch willigt er endlich ein, es einmal zu riskiren.

Herr Ducroquet versucht hierauf noch eine andere Parthie zu arrangiren, allein Der will Whist, Jener Boston spielen, und endlich entscheidet man sich für gar Nichts. Das vierzigjährige Fräulein, das der Hausherr zum Spiel einladet, gibt zur Antwort, es wolle lieber plaudern. In der That trätscht sie auch einer neben ihr sitzenden Dame unaufhörlich in die Ohren; sodann steht sie plötzlich auf und setzt sich mit einem andern Frauenzimmer in eine Ecke, von wo aus man denn bald ein Gelächter vernimmt, das bloß in der Absicht laut wird, sich bemerklich zu machen. Offenbar weiß die alte Demoiselle nicht, daß es in Gesellschaft unschicklich ist, sich in einen Winkel zu setzen und zu thun, als habe man einer Person Dinge zu sagen, die sonst Niemand hören soll. Allein ein Frauenzimmer, dem es nicht gelungen ist, unter die Haube zu kommen, weiß so gar Vieles nicht.

Gegen zehn Uhr kommt die Magd mit einer Platte und Gläsern mit Wasser, worin aber noch kein Zucker ist. Einen Augenblick später bringt sie einen Teller mit dem Kuchen, der in so kleine Stückchen zerschnitten ist, daß zwei derselben kaum einen ordentlichen Mund voll geben. Sie geht mit ihrem Teller schnell an den Gästen vorbei, ohne sich bei Jemand aufzuhalten, so daß, wer im Vorbeigehen ein Stückchen

von dem Kuchen erhaschen will, vorher darauf lauern muß, gerade wie man bei dem Ringspiel auf den Ring paßt.

Herr Ducroquet ist genöthigt, seiner Magd, die mit dem beinahe unberührten Kuchen sich wieder entfernen will, zuzurufen:

„Ei, was machen Sie denn da, Marianne? Geben Sie doch Achtung: hierher, diese Damen wollen Kuchen.“

„Verdammt!“ murrt die Magd, „er hat mich ja schnell herumgehen geheißen... das that ich.“

„Dieses,“ sagt Herr Boulignot leise, „ist eine sehr pfiffige Manier, um den Kuchen an einem Abende mehrmals präsentiren zu können.“

Gegen halb zwölf Uhr setzt sich eine Dame, die man schon vorher gebeten hatte, zu singen, was sie aber unter dem Vorwande, Halswehe zu haben, abschlug, nachläßig an's Clavier, präludirt Etwas, trillert einige Passagen und stimmt endlich ein Lied an, indem sie zu Fräulein Ophelia sagt:

„Kennen Sie diese Romanze von Amadeus von Beauplan?“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, singt sie die ganze Romanze. Kaum ist sie damit zu Ende, so ruft sie:

„Und diese von Berat? Sie werden hören, wie hübsch sie ist.“

Die Romanze von Berat wird gespielt. Dann fällt dieser Dame ein allerliebstes Liedchen von Loisa Puget ein, das nicht weniger als vier Strophen hat,

und sie vergißt keine einzige. Sodann kommt eine andere Romanze; die Dame hat keinen Grund mehr, zurückzuhalten, seit sie Niemand mehr zum Singen auffordert. Herr Boulignot, welcher der Lustigmacher der Gesellschaft ist, sagt lächelnd zu einem jungen Manne:

„Wie gut ist es, daß diese Dame vergessen hat, daß ihr Hals ihr wehe thut!"

Ein Streit bei der Bouillotte macht dem Musiciren ein Ende. Der alte Hagestolz reklamirt von der hageren Dame eine Marke, welche diese ihm bereits gegeben zu haben behauptet. Jedes bleibt bei seiner Aussage; endlich gibt der Hagestolz nach, brummt aber dabei in den Bart:

„Ich gebe nach, weil ich ein Mann bin; es ist nicht wegen des Sou... sicherlich nicht... allein ich weiß ganz bestimmt, daß Madame mir meine Marke nicht bezahlt hat."

Gegen eilf Uhr geht das Spiel zu Ende. Bereits sind mehrere Personen nach Hause gegangen, und die kleine Heloise ist längst auf einem Sessel eingeschlafen. Man wünscht sich gegenseitig guten Abend; Alles greift nach Hüten, Mänteln, Paletots, und man überläßt die Familie Ducroquet der Ruhe, die sie so wohl verdient hat, indem sie sich so viele Mühe gab, die Gesellschaft anständig zu empfangen.

Noch auf der Treppe hört man den alten Hagestolz zu der hageren Dame, mit welcher er Bouillotte gespielt hat, sagen:

„Ich versichere Ihnen, daß Sie mir meine Marke nicht gegeben hatten; es ist mir nicht um den Sou ... Jedermann weiß, daß ich nach einem Sou Nichts frage... allein eine Marke habe ich zu wenig bekommen."

Etwas über Bärte.

Da in Frankreich, und besonders in Paris, die Backenbärte wieder Mode geworden sind, so wollen wir von denselben sprechen. Und da Jung und Alt bei uns Schnurrbärte tragen, ohne Militärs zu sein, so wollen wir auch die Schnurrbärte nicht vergessen.

Früher ließ kein Franzose den Bart wachsen, außer er habe denn irgend ein Amt oder eine Würde bekleidet. Einen, den man adoptiren wollte, nahm man an dem Backen= oder Schnurrbarte, ebenso Einen, dem man seine Protection angedeihen lassen wollte.

Wenn man Saint=Foix glauben darf, so war es bloß Prinzen von der königlichen Familie gestattet, ihren Bart so lange wachsen zu lassen, als derselbe wachsen wollte.

Robert, der Ahnherr von Hugo Capet, den Carl der Dumme eigenhändig tödtete, ließ beim Beginnen eines Treffens seinen großen weißen Bart unter seinem Helme hervorsehen, was beweist, daß man zu seiner Zeit lange Bärte trug.

Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts erklärten die Bischöfe den langen Haaren den Krieg. Später ließ Ludwig VII., um ein Beispiel von Unterwürfigkeit unter die Verordnungen der Bischöfe zu geben, seine Haare schneiden und den Bart abrasiren. Allein seine Gemahlin Leonore von Aquitanien, eine Fürstin, der wahrscheinlich etwas daran gelegen war, daß ihr Gemahl sich männlich zeigen sollte, verspottete Ludwig VII. wegen seines geschorenen Bartes und seiner kurzen Haare. Daher kam es auch, daß sie den Galanterien des Fürsten von Antiochien, der ohne Zweifel einen sehr schönen Bart hatte, Gehör gab. Ludwig VII. bereute es, seine Gemahlin nach Syrien mitgenommen zu haben; er hätte es aber vielmehr bereuen sollen, daß er seinen Bart hatte abscheeren lassen. Dieser scheinbar so geringfügige Umstand war doch Schuld an der Entzweiung der beiden Ehegatten, so daß sie ihre Ehe für ungültig erklären ließen. Leonore von Aquitanien heirathete kurz darauf Heinrich, Herzog von der Normandie, Grafen von Anjou, der nachher König von England wurde, und dem sie Poitou und Guienne als Mitgift zubrachte. „Daher (sagt Saint-Foix) kamen die Kriege, die Frankreich drei Jahrhunderte hindurch verwüsteten; über drei Millionen Franzosen kamen um, weil ein König seine Haare hatte schneiden und seinen Bart abrasiren lassen und weil seine Gemahlin ihn mit kurzen Haaren und einem rasirten Kinn lächerlich gefunden hatte."

Der lange Bart kam wieder in die Mode unter Franz I. Dieser Monarch ward in Folge einer Kopfwunde genöthigt, sich die Haare abscheeren zu lassen; da er nun mit seinem beinahe glatt rasirten Schädel einem Mönche gleichzusehen fürchtete, so beschloß er, statt einer Kappe einen Hut zu tragen und sich den Bart wachsen zu lassen.

Unter Heinrich II., Franz II., Carl IX. und Heinrich III. war der lange Bart immer noch Mode. Unter Heinrich IV. (sagt Saint-Foix) stutzte man den Bart, trug ihn nicht länger als drei Finger breit unter dem Kinn, fächerartig, rund, und dabei einen langen, wilden Schnurrbart in Gestalt eines Katzenbartes. Später behielt man bloß den Schnurrbart bei, mit einem kleinen Haarbüschel an der Unterlippe. Der Marschall von Bassompierre sagte: „Die ganze Veränderung, die er nach einer zwölfjährigen Gefangenschaft an der Menschheit gefunden habe, sei die, daß die Männer keine Bärte und die Pferde keine Schweife mehr haben.“

Mode wurde der Schnurrbart unter Ludwig XIV.

Als man die Bärte fächerartig trug, gab man ihnen diese Form mit eigens dazu bereitetem, wohlriechendem Wachs. Man ordnete Abends seinen Bart, und damit er die Nacht über nicht aus der Form kam, schloß man ihn in eine Art Kapsel ein, die man Bigotelle nannte. Heutzutage gibt es Leute, die dasselbe mit ihrem Backenbarte, ihrem Schnurrbarte und ihren Locken thun.

Unter Ludwig XV. und XVI. wurde der Bart

vernachläßigt. Zu jener Zeit hätte man einen Mann lächerlich gefunden, wenn er einen Schnurrbart getragen hätte, ohne dem Militär anzugehören, und selbst unter dem Militär war diese Mode nicht allgemein: die Generale, die bei Lodi, Arcole, Castiglione, Austerlitz, Wagram u. s. f. siegten, trugen größtentheils keine Schnurrbärte; sie dachten ohne Zweifel, sie bedürfen dessen nicht, um den Feind zu schlagen.

Unter der Restauration sah man auch Schnurrbärte an Bürgern, die zur Nationalgarde gehörten; allein die allgemeine Wiedereinführung der Bärte datirt sich hauptsächlich von der Revolution 1830 her.

Diese Mode riß unter allen Klassen der Gesellschaft ein. Taglöhner und Handwerker sind große Verehrer langer Bärte; sie tragen dazu noch lange Haare, die ihnen über die Schultern hinabfallen. In Verbindung mit einer Blouse und einer Mütze macht dieser Haarputz einen sonderbaren Effekt.

Wir sind der Ansicht, es solle Jeder seine Haare nach seinem Belieben tragen. Traget immerhin Backen- und Schnurrbärte, meine Herren, wenn das euch Vergnügen macht; allein wir meinen, man sollte seinen Haarputz mit seiner sonstigen Erscheinung einigermaßen in Einklang bringen.

Schnurrbart und Knebelbart müßten einem Cavalier, der nach der Mode aus der Zeit Ludwigs XIII. gekleidet ist, sehr gut lassen; der Backenbart müßte an einem Kopfe, worauf eine hohe Mütze oder ein Hut mit Federn sitzt, sich auch nicht übel ausnehmen.

Allein unsere runden Hüte, unsere Mützen mit kleinen Schilden auf einem Gesichte mit langem Backen- und Schnurrbarte, das paßt doch nicht zusammen! Traget hohe Mützen, meine Herren, und Hüte mit Federn und breiten Rändern, dann könnet Ihr auch Backen- und Schnurrbärte tragen.

Wir zweifeln indeß, ob in Paris die Herrschaft der Bärte lange währen wird. Diese Mode würde bei denen, die sie mitmachen, die äußerste Sorgfalt und Reinlichkeit erfordern. Und manchmal trifft man Leute mit langen Bärten, deren vernachläßigtes Aeußere unwillkürlich Abscheu einflößt; man sitzt nicht gerne neben solchen Herren, die an jenen Mönch erinnern, der in seinem Barte etwas „Seraphisches" unterhielt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß man es Jedem frei stellt, Haare und Bart nach seinem Gefallen zu tragen. Glaubt ein junger Arbeiter sich bei seinem Mädchen beliebter machen zu können, wenn er einen Bart wie ein Sapeur und ellenlange Haare trägt, so kann es ihm Niemand wehren, so vor seiner Blumen- oder Kleidermacherin zu erscheinen; wenn heutzutage ein Mann in den Augen dieser Demoiselles Gnade finden will, so muß er nothwendig einem Bären gleichen.

Mit allem Grunde bemerkt Saint-Foix:

„Mit Befremden, manchmal sogar nicht ohne Mitleiden liest man alle die Klagen, Bücher und Dekrete unserer Vorfahren in Beziehung auf zu kurze, oder zu lange, oder künstliche Haare, rasirte

oder nicht rasirte Gesichter, und die Lächerlichkeit dieser Vorschriften bewegt den Leser zu einer vernünftigen Toleranz: einer ausgezeichneten Tugend, wo es sich nicht um Punkte handelt, die zum Wohle der Gesellschaft wesentlich sind."

Hier nur eine Reflexion.

Wir sind nicht mehr die Franken aus der Zeit Chlodwigs, noch die Kinder Heinrichs III., und wir dürfen uns darüber bloß gratuliren, denn unsere Sitten haben dabei gewonnen. Wir haben Nichts an Bravour verloren, allein wir bedienen uns keiner Streitäxte und Keulen mehr; wir haben Eleganz mit dem Muthe verbunden und statt der rohen Manieren Anmuth und Höflichkeit angenommen... warum also wieder Moden hervorsuchen wollen, die uns rückwärts brächten? Lächerlich ist, daß gerade Leute, die man mit wahren Kapuzinerbärten herumgehen sieht, es sind, die dem Fortschritte der Aufklärung huldigen.

Der Bart ist weder in den Sitten, noch in der Kleidung, noch in den Manieren der heutigen Franzosen mehr begründet, und es ist wahrscheinlich, daß er außer Mode kommen wird, wie Pfeife und Cigarren.

Der Jardin des Plantes.

Ist ein Knabe in der Schule fleißig gewesen und hat er seine Aufgaben pünktlich gelernt, so sagt er zu seiner Mutter:

„Mama, ich habe mich brav gehalten, nun darf ich wohl die Bären sehen?“

Die zärtliche Mutter nimmt sodann ihr Söhnchen am Kinn und antwortet:

„Recht, mein Lieber, Du hast Deine Schuldigkeit gethan: Du hast die Fabel von den pestkranken Thieren ohne Anstoß hergesagt; Du darfst die Bären sehen. Dein Vater muß mit Dir zu denselben gehen.“

Papa kreuzt die Beine über einander, schüttelt den Kopf, nimmt eine ernsthafte Miene an, streichelt seine Beine und antwortet bedächtlich:

„Kann Augustchen seine Fabel von den pestkranken Thieren wirklich ohne Fehler hersagen?“

„Ja, Papa, bloß ein einziges Mal habe ich gefehlt; soll ich sie Dir hersagen, lieber Papa, ganz auswendig?“

„Ja, Augustchen; aber gib Achtung: wenn Du mehr als drei Fehler machst, so darfst Du die Bären nicht sehen.“

Bei diesen Worten dehnt Papa sich gravitätisch in seinem Sessel à la Voltaire, worin er sich einbildet, dem großen Dichter gleich zu sehen; der Junge kratzt sich mit einem Finger an der Nase, wie wenn er dort seine Fabel suchen wollte, und beginnt endlich in einem schülermäßigen Tone:

„Ein Uebel, das Schrecken verbreitet... Schrecken verbreitet ... in seiner Wuth ... seiner Wuth... Schrecken verbrei... Schrecken...“

Papa runzelt die Stirne, wie er sieht, daß sein Sohn nicht aus seinem Schrecken hinauskommt, allein auf einmal sagt der Junge mit entschlossenem Tone:

„Halt, Papa, ich weiß meine Fabel nicht Wort für Wort auswendig; der Vetter sagt, das seien Papageien, die ihre Aufgaben so lernen, und deßwegen gehe ich nicht in die Schule, um einem Papagei ähnlich zu werden; aber wenn Du es haben willst, so erzähle ich Dir meine Fabel.“

„Das heißt, Du willst mir den Inhalt erklären?“

„Ja, das will ich, zum Beweise, daß ich dieselbe wohl begriffen habe.“

„Gut, es sei, meinetwegen auch das. So laß einmal Deine Erklärung über die pestkranken Thiere hören.“

„Sieh', Papa, die Pest herrscht in einem Lande, das ist eine garstige Krankheit. Der Kranke hat

Schmerzen im Unterleib, sieht gelb aus und krümmt sich, nicht wahr?"

„Ich kann nicht bestimmt sagen, ob er sich krümmt, darüber will ich den Doktor fragen; allein fahre nur fort."

„Die Thiere bekümmern sich nicht um die Pest, wie wir, wenn uns Etwas wehe thut."

„Ganz gut; nur weiter."

„Die stärksten Thiere sagen: es muß sich irgend ein Thier für die Pest opfern. Das ist gerade, wie wenn Du zu Mama sagst: ‚Wer muß heute in den Keller gehen?'"

„Vollkommen; mache so fort."

„Endlich erklären die bösartigsten, sie haben keine schlechten Streiche begangen, daß sie sich aufzuopfern brauchen. Der Esel mischt sich auch in das Gespräch, da nimmt man ihn, und er muß d'ran, wie Du, wenn Du blinde Kuh spielst. Die Anderen laufen davon, aber Dich packt man auf einmal, und da bist Du gefangen."

„Bravo! ganz gut erklärt. Du darfst die Bären sehen."

Papa umarmt den Jungen; dieser steckt alle Taschen voll Brod, um es den Thieren zu geben, weil dieses verboten ist, und fort geht es nach dem Jardin des Plantes, wo die Thiere sich befinden.

Dieser Garten, der im Jahr 1635 angelegt wurde, ist einer der schönsten in Europa. Er liegt am linken Seineufer, der Austerlitz-Brücke gegenüber. Lieb-

haber und Sachverständige finden hier einen vortrefflichen botanischen Garten mit heißen und temperirten Gewächshäusern; eine Menagerie, worin lebende Exemplare von Thieren, die in ganz fremden Climaten zu Hause sind; ferner am Ende des Gartens gegen die Straße hin das naturhistorische Museum, das aus mehreren Galerien besteht, worin man eine reiche Sammlung aus den drei Naturreichen aufbewahrt.

Der schöne Garten gewährt auf einer Seite die Ansicht einer Schweizerlandschaft sammt ihren Ziegen, ihren Sennhütten und hübschen Weiden; in einiger Entfernung liegt das Labyrinth, das sehr besucht ist von Spaziergängern, welche die Absicht haben, sich zu verirren. Wir glauben ihnen indeß sagen zu müssen, daß ihre Hoffnung wohl vergeblich sein dürfte und daß das Labyrinth im Jardin des Plantes ein sehr unschuldiger Spaziergang ist, der ganz einfach nach dem Belvedere hinführt, von wo aus man einen großen Theil von Paris und der Umgegend übersieht.

Endlich steht in dem Garten ein ungeheuer großes vergittertes Gebäude, das von lauter Affen bewohnt wird. Dieses lustige Völkchen, dessen Neckereien, Spiele und Grimassen eine Hauptbelustigung der Gassenjungen, Pflastertreter, Mägde und Kinder sind, ist im Jardin des Plantes vollkommen eingebürgert: sein unermeßlicher Käfig enthält einen Springbrunnen, eine Menge Schaukelstangen und Seile, endlich kleine Hütten, wohin die Affen sich

zurückziehen, wenn es kalt ist, oder wenn die Wärter ihren Possen ein Ende machen wollen.

Das naturhistorische Museum wird wöchentlich bloß zweimal geöffnet, die Thiere dagegen sind jeden Tag zu sehen. Tritt man von der Seite der Seine aus in den Garten, so verkündet ein Geruch, der nichts weniger als angenehm ist, den Platz, wo die Thiere sich befinden; die Löwen und Tiger riechen nicht nach Jasmin und Rosen. Dieser Theil des Gartens ist gewöhnlich der Sammelplatz der Fremden, des Landvolkes, der Mägde und Gassenjungen: lauter Leute, welche gar nicht müde werden, die Schönheit eines Tigers und die allerliebsten Manieren einer Löwin zu bewundern.

Allein nehmt Euch in Acht, Ihr guten Leute: während Ihr die Vierfüßler betrachtet, stehen neben Euch zweibeinige Geschöpfe, die mit außerordentlicher Gewandtheit in Eure Taschen greifen, ohne daß Ihr das Geringste davon merket, und wenn Ihr nun die Thiere genug gesehen habt, so stehet Ihr bestürzt da, wenn Ihr weder Börse, noch Uhr, noch Taschentuch, noch Tabaksdose mehr findet.

Unter der Menge treibt sich immer auch ein Schwätzer herum, ein Lustigmacher, ein Mensch, der gewöhnlich sehr schlecht gekleidet ist. Um die Aufmerksamkeit der Neugierigen auf sich zu lenken, gibt er sich das Ansehen eines Gelehrten oder vielgereisten Mannes, stößt Alles bei Seite, um nahe zu den Thieren hinzukommen, und ruft fortwährend:

„O, ein Löwe! das ist mir etwas Wohlbekann-

tes . . . ich habe ganz andere gesehen. Man glaubt, sie seien bösartig, die Löwen, und fürchtet sich vor ihnen; allein sie sind nichts weniger als bösartig. Ich hatte in Afrika zwei gezähmt und wollte sie an einen Wagen anspannen, allein der Polizeicommissär des Ortes duldete es nicht, da er ein Unglück befürchtete."

Alles wendet sich ihm zu und lauscht, und die Gassenjungen sperren die Augen weit auf, um den Herrn zu sehen, der Löwen an seinen Wagen anspannen wollte. Hocherfreut über den Eindruck, den er hervorgebracht, fährt der Ehrenmann mit erhobener Stimme fort:

„Ah, da ist ein Tiger! . . . Armer Tiger; er sieht krank aus. Wenn man es versteht, so kann man mit einem solchen Thiere spielen wie mit einer Katze: wenn man mir seinen Käfig öffnen wollte, so würde ich augenblicklich zu ihm hineingehen, und er müßte sich ruhig zu meinen Füßen legen."

„Da ist der Wärter!" ruft ein Dummkopf, welcher glaubt, der Herr wolle wirklich in den Käfig hineingehen. Allein der Großsprecher verschwindet plötzlich; der Eisenfresser würde es nicht einmal wagen, in ein Zimmer zu gehen, worin nur eine Ratte sich aufhält.

Folgen wir jedoch Augustchen und seinem Vater. Sie gehen dem Platze zu, wo die Seidenböcke, die Merinoschafe und die Pfauen sich befinden. Der Junge gibt den Schafen und Widdern Brod; jene lecken ihm die Hände, während diese nach ihm stoßen.

Er fragt seinen Vater, warum die Böcke so übel riechen und dieser antwortet ihm nach langem Nachsinnen:

„Das gehört in ihre Naturgeschichte.“

Der Junge möchte auch die Büffel und Elephanten füttern. Papa bewundert die Liebe seines Sohnes zu den Thieren, umarmt ihn und sagt:

„Du wirst ein guter Sohn werden!“

Sodann gehen Vater und Sohn zu den Bären. Diese Thiere bewohnen sehr geräumige Gruben. Früher war oberhalb bloß ein einfaches Geländer angebracht; da es jedoch Leute gab, die aus lauter Neugierde sich darüber hinausbeugten, da besonders manchmal Kindsmädchen die Unvorsichtigkeit begingen, Kinder auf das Geländer zu setzen, damit diese die schönen Stückchen Martins oder seines Kameraden besser sehen könnten, so ereigneten sich einige schreckliche Unglücksfälle. Die Bären bewiesen, daß sie durchaus nicht zahm waren und betrugen sich äußerst unartig. Nunmehr ist über dem Geländer ein solches Gitter angebracht, so daß Niemand mehr zu den Bären hinabfallen kann.

Die Affen haben den Bären großen Abbruch gethan: das vergitterte Gebäude zieht gegenwärtig die größte Menschenmenge an. Männer, Frauen, Kinder, Greise, Alles läuft dahin, um die boshaften Streiche, die außerordentlichen Sprünge und die bizarren Gesichtsverzerrungen dieser Thiere zu sehen, denen zu Liebe sogar die Giraffe vernachläßigt wird.

In diesem Theile des Gartens, so wie auch in der

Allee, wo die gehörnten Thiere sind, trifft man immer viele Spaziergänger; liebt jedoch Jemand die Einsamkeit oder wünschen Einige sich ungestört zu unterhalten, so mögen sie sich ja nicht nach der Ceder vom Libanon wenden, die auf dem Wege zum Labyrinth steht: Alles geht hier und das Belvedere ist immer voll Leute. Wer allein sein will, der muß auf die andere Seite des Gartens gehen, wo die Pfauen ihr kreischendes, unangenehmes Geschrei ertönen lassen. Hier kann man lange Zeit allein spazieren gehen und dabei die seltenen Pflanzen und merkwürdigen Bäume betrachten. Dieses ist der Platz zu süßem Gekose und zärtlichen Rendezvous; hier kommen die Grisette aus der Rue Pascal und der Student von der Place Maubert zusammen. Man erkennt sie an ihrem Benehmen und an ihrem Anzuge. Der junge Mann hat nicht selten einen abgetragenen, knapp anpassenden Rock an, woran mehrere Knöpfe fehlen, den er aber dessenungeachtet bis an's Kinn hinauf zuzuknöpfen bemüht ist, damit Niemand hinter die Mysterien seiner Wäsche kommen möge. Die Grisette ist lange nicht so kokett als in der Stadt: sie trägt ein geflicktes Röckchen, ein kleines Halstuch und eine einfache Schürze, auch ihr Häubchen ist nicht so schön wie sonst. Dessenungeachtet unterhält das junge Paar sich zärtlich, während der Pfau sein durchdringendes Geschrei unaufhörlich fortsetzt.

In einiger Entfernung geht eine sehr elegante Dame am Arme eines Stutzers. Dieses Paar ist

nicht aus dem Quartiere, das sieht man auf den ersten Blick; allein es kommen manchmal Leute aus weiter Ferne in den Jardin des Plantes... das ist ein Ort, wo man unerkannt zu bleiben hoffen darf, wenn man nicht in den Theil des Gartens geht, wo die Thiere sich befinden.

Die Rue Saint-Denis.

Paris zählt gegenwärtig in seinem Weichbilde nahe an eilfhundert Straßen. Es ist nicht unsere Absicht, den Leser mit einer Geschichte aller dieser Straßen zu behelligen, das würde uns zu weit führen. Ueberdieß gibt es unter dieser ungeheuren Menge viele, die durchaus nichts Bemerkenswerthes an sich haben und folglich auch keiner genauern Beschreibung werth sind. Allein die Rue Saint-Denis verdient unsere ganze Aufmerksamkeit.

Sie ist eine der ältesten, längsten, reichsten und bevölkertsten Straßen der großen Stadt. Sie beginnt bei der Place du Châtelet und endigt bei den Boulevards. Die Porte Saint-Denis ist der Grenzpunkt zwischen der Straße und dem Faubourg. Es heißt, sie habe ihren Namen von dem Städtchen Saint-Denis, nach dem sie hin führt. Der in der Nähe des Flusses liegende Theil hieß im dreizehnten Jahrhundert la Grande Rue des Saints-Innocents. Später nannte man die ganze Straße la Grande Rue de Paris, und noch später la Grande Chaussee de Saint-Denis. Heutzutage ist dieser Name bedeutend abgekürzt; hätten

wir überhaupt die Benennungen, welche die Straßen früher führten, beibehalten, so würden die Fremden und selbst die Pariser sich nicht mehr zurecht finden.

„Durch die Porte und Rue Saint-Denis," erzählt Saint-Foix, „hielten früher die Könige und Königinnen ihren Einzug in Paris. In solchen Fällen war die Rue Saint-Denis mit seidenen Stoffen und Tüchern belegt; Springbrunnen von wohlriechenden Wassern durchwürzten die Luft; aus verschiedenen Brunnen floß Wein, Milch und Hypocras. In geringer Entfernung von einander waren Theater und Pantomimen, gemischt mit Musikchören, die Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament aufführten."

Wenn man Froissard glauben darf, so war beim Einzug Isabellens von Baiern an der Porte aux Peintres (gegenüber von der Rue du Petit-Lion) „ein bloßer, reich gestirnter Himmel, und an dem Himmelsgewölbe schwebten Kinder in Engelgestalt, die einen äußerst angenehmen Gesang ertönen ließen. Als die Königin in ihrer offenen Sänfte unter der Pforte dieses Paradieses durchkam, schwebten zwei Engel von oben herab, in ihren Händen eine reiche, goldene, mit Edelsteinen besetzte Krone, die sie der Königin auf's Haupt setzten, wobei sie einen Lobgesang auf sie anstimmten."

Ein anderer Chronikschreiber, Jean Juvenal des Ursins, erzählt hinsichtlich dieses Einzugs Isabellens von Baiern in Paris folgendes Faktum:

„Carl VI. wollte denselben mit ansehen, und

sagte zu Savoisi, seinem Liebling: ‚Savoisi, ich bitte Dich, besteige mein gutes Pferd und ich setze mich hinter Dich; wir wollen uns so kleiden, daß uns Niemand kennt und so dem Einzuge meiner Gemahlin zusehen.‘ Sie ritten nun durch verschiedene Theile der Stadt und waren darauf bedacht, zu der Zeit, wo die Königin einziehen sollte, das Châtelet zu erreichen. Allein das Gedränge war daselbst ungeheuer und es gingen eine Menge Polizeidiener mit dicken Stöcken umher, womit sie rechts und links tüchtig zuschlugen, um dem Gedränge zu wehren. Der König und Savoisi suchten mit aller Gewalt in die vorderen Reihen zu kommen, da schlugen die Polizeidiener, welche keinen von Beiden kannten, mit ihren Stöcken d'rein und der König bekam mehrere Hiebe auf den Rücken. Abends wurde sodann in Gegenwart der Damen die Sache erzählt: man begann darüber zu witzeln und der König selbst machte sich über die Schläge, die er erhalten hatte, lustig.

Beim Einzuge Ludwigs XI. im Jahr 1461 sah man in der Rue Saint-Denis ein höchst ergötzliches Schauspiel. Bei einem Brunnen standen mehrere hübsche Mädchen als Sirenen, ganz nackt, die ihren schönen Busen sehen ließen und anziehende Motetten und Schäferliedchen sangen.

Beim Einzuge der Königin Anna von Bretagne trieb man die Aufmerksamkeit so weit, daß man hin und wieder Truppen von zehn bis zwölf Personen

mit Nachttöpfen aufstellte, für die Damen von dem Gefolge, die etwa ein natürliches Bedürfniß anwandeln sollte.

Man muß gestehen, wir sind weit hinter unsern Vorfahren zurück; so weit treiben wir die Aufmerksamkeit und Gefälligkeit nicht.

Kommen wir jedoch wieder auf die Rue Saint-Denis, wie sie jetzt ist, zurück. Sieht man darin auch keine Truppen von zehn bis zwölf Personen mit den eben genannten Instrumenten, und keine hübschen als Sirenen verkleideten Mädchen, „die ihren schönen Busen sehen lassen," so sieht man dagegen eine Menge Boutiquen und äußerst schön ausgestattete Magazine. Die Rue Saint-Denis ist die gewerbreichste Straße in ganz Paris: da findet man Alles; besonders berühmt ist sie jedoch wegen ihrer Bänder-, Blumen- und Passementirwaaren-Handlungen. In dieser Straße sind die Boutiquen nicht so elegant, nicht so reich, als in manchem andern Quartier der Stadt; ja es gibt deren sogar mehrere, an deren Innerem und deren Vorderseite seit einem halben Jahrhundert gar Nichts verändert wurde; allein diese Häuser sind die besten und solidesten in der ganzen Stadt. Ein ehrlicher Name ist mehr werth als Reichthum, sagt ein altes Sprichwort, und in der Rue Saint-Denis hat man öfters Gelegenheit, sich von der Wahrheit desselben zu überzeugen. Ein einfaches, von einem Kaufmann in der Rue Saint-Denis unterschriebenes Billet gilt mehr als ein von gewissen Banquiers

acceptirter Wechsel, obgleich Letztere ein Hotel, Wagen, Lakeien und eine Loge im italienischen Theater haben: lauter Dinge, die in der Rue Saint-Denis derzeit noch nicht gebräuchlich sind.

Vom moralischen Standpunkte aus betrachtet gewährt diese Straße einen ganz besondern Anblick. Sieht man das rege Thun und Treiben, das ihren Bewohnern angeboren zu sein scheint, die Menge Leute, die ab- und zugehen, die Wagen, Kärren und sonstigen Fuhrwerke, die vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein sich unabläßig kreuzen; sieht man ferner den immerwährenden Verkehr, der in diesen Boutiquen stattfindet, so muß man fast glauben, eine Person, die in der Rue Saint-Denis wohnt, könne unmöglich träge sein. Der unaufhörliche Lärm, den man hier hört, muß als Wecker dienen. Von all' den Leuten, die man in der Rue Saint-Denis sieht, geht selten Jemand spazieren: es sind lauter Leute, die einen Geschäftsgang oder sonst einen nothwendigen Ausgang machen.

Abends um die Stunde, wo die Arbeiterinnen die Läden verlassen, worin sie den Tag über Blumen, Bänder und andere Arbeiten verfertigen, sieht man in der Rue Saint-Denis allerhand Herren herumschleichen. Die jüngeren haben Cigarren oder manchmal auch Pfeifen im Munde; die von mittlerem Alter halten gewöhnlich eine Lorgnette in der Hand und ein Bouquet unter ihrem Rocke verborgen; die älteren haben alle Taschen voll Bonbons und Kuchen. Jeder sucht wieder durch andere Mittel

sich Eingang zu verschaffen, je nachdem er jünger oder älter ist.

Alle diese Herren warten auf die Grisetten, die nun bald aus ihren Läden kommen müssen.

Die jungen Männer gehen rauchend auf und ab, sehen in die Läden hinein, scherzen mit einander und lachen den Ladenbesitzern manchmal geradezu in's Gesicht.

Die Herren von mittlerem Alter sind schon vorsichtiger: sie gehen an dem Laden, worin ihre Dulcinea arbeitet, rasch vorbei, werfen einen verstohlenen Blick hinein und bleiben dann in einer Entfernung von wenigstens hundert Schritten stehen, um keinen Verdacht zu erregen und das Mädchen, dessen Bekanntschaft sie suchen, in keine Verlegenheit zu bringen.

Die Alten haben keine bestimmte Regel für ihr Benehmen: ist Einer nicht mehr jung, so weiß er auch nicht mehr recht, was er zu thun hat, um ein Liebesabenteuer gut durchzuführen. Die Einen verbergen sich in Alleen und unter Hauseingängen; hier bleiben sie ganze Stunden stehen, ohne daß sie es wagten, auch nur verstohlen vorzublicken, wobei sie fortwährend der Hoffnung leben, der Gegenstand ihrer Zärtlichkeit werde doch endlich vorübergehen. Wenn sie sodann lange genug Schildwache gestanden haben und sich endlich entschließen, einen Blick in den Laden zu werfen, so sehen sie ihre Schöne nicht mehr daselbst, die längst nach Hause gegangen ist, ohne daß sie Etwas davon gemerkt haben.

Andere, die kühner sind, pflanzen sich an der Ecke des Ladens auf und weichen nicht mehr vom Platze, bis Jemand herauskommt, der auf sie zuzugehen scheint; in diesem Falle setzt die Furcht sie in Galopp: sie bilden sich ein, man kenne ihre unlauteren Absichten, und ergreifen die Flucht, wobei sie an die Vorübergehenden anrennen und manchmal auch mit dem Pflaster in nicht gar sanfte Berührung kommen, indem sie über einen Stein oder einen Hund fallen, die sie in ihrer Hast nicht gesehen haben.

Manche endlich — dieses thun jedoch bloß die Durchtriebensten und Reichsten — gehen geradezu in den Laden, wo das Mädchen arbeitet, dem sie den Hof machen. Sie thun, als bemerkten sie dasselbe gar nicht, kaufen Verschiedenes ein und bezahlen immer, was man verlangt. Das ist eine ganz pfiffige Manier, den Leuten eine hohe Meinung von ihrem Reichthum beizubringen, und gewöhnlich erreichen sie damit ihren Zweck am leichtesten.

Endlich kommen die Demoiselles aus ihren Läden. Die Blumistin wartet nicht, bis ihr Liebhaber zu ihr kommt, sondern sieht sich nach ihm um und läuft auf ihn zu; sie legt ihren Arm in den eines jungen Mannes, und dieser bläst ihr eine Rauchwolke in's Gesicht: das ist eine neue Manier, einander guten Abend zu wünschen. Die Blumistin ist nichts weniger als ärgerlich darüber: sie lächelt dem jungen Manne zärtlich zu, während dieser sie kaum ansieht und offenbar sich mehr mit seiner

Cigarre als mit dem Mädchen an seinem Arme abgibt.

„Bist Du schon lange da, mein lieber August?“ fragt das Mädchen den Raucher.

Dieser antwortet mürrisch:

„Ich glaube wohl, schon über eine Viertelstunde! Ich hatte nicht übel lange Weile!... Wäre meine Cigarre ausgeraucht gewesen, so wäre ich fortgegangen.“

„Du Unartiger! das ist sauber, was Du da sagst. Wie? Du hättest Dein Phonsinchen bei Nacht ganz allein in ihre Rue des Vinaigriers gehen lassen, die seit einiger Zeit ohnehin ziemlich unsicher wird?“

„Mein Phonsinchen weiß aber, daß ich, sobald es neun Uhr schlägt, auf der Straße vis-à-vis von ihrer Boutique stehe: so ist es ausgemacht. Ich bin so pünktlich als die Kanone des Palais-Royal, wenn nämlich die Sonne scheint; aber das ist mir zu rund, wenn ich ganze halbe Stunden vergeblich warten soll. Wenn die Frauenzimmer es sich in den Kopf setzen, Einen warten zu lassen, so ist dieses eine Gewohnheit, die sie nicht mehr so leicht ablegen können; ich will nicht hoffen, daß Du Dir so Etwas einfallen lassest.“

„Aber, mein Gott, ich bin ja nicht Schuld daran: wenn noch etwas Pressantes fertig zu machen ist, so läßt man uns nicht im Augenblicke gehen, wenn es schlägt. Heute Abend hatten wir einen Brautkranz fertig zu machen für eine große Dame,

die wenigstens dreißig Jahre alt ist: Alles von Pomeranzenblüthen; sie hat große Eile, sich zu verheirathen... mit einem Pastetenbäcker... und eine Camelia in der Mitte. Dem wünsche ich auch Glück zu seiner Heirath."

„Bah, bah, bah! Von all' dem will ich Nichts wissen; es ist mir wohl bekannt, daß Du um Geschichten nie verlegen bist. Ein anderes Mal gebe ich fünf Minuten zu; kommst Du dann nicht, so gehe ich."

Die Blumistin schweigt und schmollt, der junge Mann raucht. So gehen sie schweigend neben einander bis in die Rue des Vinaigriers; allein vor der Wohnung der Grisette angekommen, lenken die Liebenden wieder ein, denn sie sind Beide in einem Alter, wo man nicht leicht in die Länge schmollt.

So eben ist auch eine Fransenmacherin aus ihrem Laden getreten. Gesenkten Blickes, mit bescheidener Miene und die Ellbogen genau am Leibe, trippelt sie die Straße hinab. Indeß hat sie trotz diesen schamhaften Manieren den Herrn wohl gesehen, der nur einige Schritte von dem Laden weg auf sie wartete und plötzlich an ihrer Seite ist. Der Herr beginnt die Unterhaltung mit beinahe schüchterner Miene:

„Guten Abend, Felicie."

„Ah, Sie sind es, Julius?"

Die bejahrteren Männer, die oftmals eine ziemlich bedeutende Stellung in der Welt einnehmen, sagen den Grisetten, welchen sie den Hof machen,

niemals ihren wahren Namen, sondern nehmen willkürlich irgend einen beliebigen Namen an, der natürlich immer so wohlklingend als möglich sein muß.

Der Herr, der auf den Namen Julius geht, nähert sich der Fransenmacherin, drückt ihr zärtlich die Hand und sagt:

„Ja, ich bin schon seit einiger Zeit da... ich sah Sie in Ihrem Laden... und wünschte so sehnlich mit Ihnen zu sprechen!... O, lieber wäre ich die ganze Nacht hier geblieben, als daß ich Sie nicht hätte treffen sollen!“

„Ei, daran thaten Sie aber nicht recht: Sie sollten nicht so auf mich warten. Wenn man wüßte, daß ein Herr mich erwartet, um mich nach Hause zu begleiten, so würde man im Laden saubere Sachen über mich sagen... diese Jungfern sind so bösartig!“

„Das erfährt Niemand... und überdieß, was ist denn Schlimmes dabei, wenn ich neben Ihnen hergehe? Die Straße ist für Jedermann.“

„Allerdings, und es ist auch nicht, als ob die Jungfern sich selbst sehr genirten! Die Eine hat einen sogenannten Vetter, der jeden Abend an der Straßenecke steht, wo er wartet, bis sie ihr Brödchen beim Bäcker holt; die Andere hat einen Oheim, der es gut mit ihr meint, der ihr goldene Kreuze und Ohrringe gibt! Sie verstehen!... Unsere erste Arbeiterin hat immer Theaterbillets, so viel sie nur will: sie behauptet, ihre Pathin, die Nätherin bei

einer der ersten Schauspielerinnen sei, schicke ihr dieselben zu; allein die Sachen kennt man!... Ah, es ist kalt heute Abend!"

„Wollen Sie nicht meinen Arm nehmen?"

„Ihren Arm? Nein; wenn es Jemand sähe, wie ich Ihnen meinen Arm gäbe!"

„Es ist schon spät und dunkel; sollte man uns beobachten?"

„Gewiß ja; es müßte nur zufälliger Weise... ach, wie schmutzig es ist. Noch bis an die Straßenecke, dann müssen Sie mich verlassen."

„Ich thue Alles, was Sie verlangen."

Während dessen hat der Herr ganz sachte Feliciens Arm genommen und denselben in den seinigen gelegt. Das Mädchen läßt ihn gewähren und stützt sich am Ende zärtlich auf ihren Cavalier, der sehr angelegentlich mit ihr spricht und sie mit begehrlichen Blicken ansieht, und noch sind sie keine zehn Minuten so gegangen, so verstehen sie einander schon vollkommen und sprechen nicht mehr von Trennung.

Allein wer kommt dort so hastig aus jenem Modeladen, mit einem gewaltigen Gelächter, welches die Jungfern, die in dem Laden zurückbleiben, wiederholen? Es ist ein Mädchen, dessen Gesicht zwar nicht schön, aber dessen Wuchs gut und dessen Tournüre eben so gewandt als lebhaft ist. Das Mädchen hat die Thüre des Ladens stark zugeschlagen und geht nun seines Weges, einen Refrain aus einem Vaudeville trällernd. Kaum ist sie zehn

Schritte weit gekommen, so rennt der Alte, der auf sie harrte und der ihr entgegenlaufen wollte, an sie an.

„Ei, wie dumm, so auf die Leute herein zu rennen!“

„Guten Abend, Fräulein Aspasie, wie geht...“

„Ah, Sie sind's! Sie sind äußerst höflich: beinahe hätten Sie mich über den Haufen gerannt.“

„D'rum wartete ich auf Sie, und als ich Sie erblickte, lief ich und...“

„Ja, ja, und da Sie kein Zephirus mehr sind, so haben Sie mich beinahe zu Boden gerannt.“

„Und Ihr Befinden, schöne Aspasie?“

„O, ich befinde mich sehr gut; ich werde alle Tage wohlbeleibter.“

„Wie glücklich Sie sind! Sie haben eben keinen Kummer, Sie leiden nicht wie ich.“

„Wie, Sie sind leidend? Haben Sie etwa Hühneraugen?“

„Nein, Grausame, meine Liebe für Sie ist es, die mich verzehrt, mich abmagert.“

„Ei, ja wohl, die Liebe magert Sie ab! Das sollte man nicht glauben, wenn man Ihren Bauch ansieht.“

„Sie mögen nun lachen oder nicht, aber ich bin um die Hälfte geschmolzen, seitdem ich für Sie seufze.“

„Da haben Sie sich schönstens bei mir zu bedanken!... Ach Gott, es ist mir heute ganz öde im Magen.“

„Wollen Sie diesen Kuchen annehmen, den ich für Sie mitgebracht habe?“

„Geben Sie her. Ist er auch fein? Hm, nicht sehr.“

„Wann werden Sie mir nun einmal erlauben, Sie in's Theater zu führen?“

„Das wollen wir später sehen!... Ach, wie hab' ich Durst!“

„Wollen Sie in dieses Café eintreten und irgend Etwas genießen?“

„Ei, warum nicht? Es ist ja nichts Schlimmes dabei, in einem Café eine Erfrischung zu nehmen.“

Die Grisette tritt mit dem alten Herrn in das Café. Zuerst verlangt sie Limonade, sodann trinkt sie Punsch und gewöhnlich zu guter Letzt noch Chokolade. Dazu ißt sie eine Menge Biscuit und Makronen und schenkt dem Geschwätze ihres Anbeters, der ihr unaufhörlich von seiner Liebe vorplaudert, kein Gehör. Endlich, nachdem sie nicht mehr im Stande ist, etwas Weiteres zu genießen, erhebt sie sich, verläßt das Café und macht sich wieder auf den Weg. Der Alte bietet ihr seinen Arm: sie schlägt denselben aus, unter dem Vorwande, er könnte ihr Kleid kothig machen; allein wie sie bei einem Pastetenbäcker vorbeikommen, läßt sie sich noch ein Pastetchen zum Frühstück auf den nächsten Morgen kaufen. Endlich bei ihrer Wohnung angelangt, schlägt sie ihrem Begleiter die Thüre vor der Nase zu und sagt:

„Adieu, gute Nacht! Wenn Sie morgen kommen,

so bringen Sie doch eingemachte Kastanien mit: das ist meine Leibspeise."

Einige Abänderungen, die der Leser errathen mag, abgerechnet, wiederholt sich dasselbe beinahe alle Abende zu der Stunde, wo die Grisetten von den Läden in der Rue Saint-Denis nach Hause gehen. Nach vollbrachter Arbeit wollen sie Vergnügen und Liebe haben. Das Gleiche geschieht fast in allen Quartieren, worin sich Läden befinden.

Die Blagueurs.

Wir bitten den Leser, die Blagueurs ja nicht mit den Floueurs zu verwechseln. Obwohl beide Ausdrücke fast zu derselben Zeit in Frankreich aufgekommen sind, so findet zwischen den Personen ein bedeutender Unterschied statt.

Ein Floueur ist nicht viel besser als ein Gauner, während Mancher zwar ein Blagueur, dabei aber im Uebrigen ein ehrbarer Mann sein kann.

In Paris herrscht eine wahre Manie, aufzuschneiden. Der größte Theil der jungen Leute bildet sich ein, dieses heiße so viel als geistreich sein, und Einer, der mit Leichtigkeit über die ernstesten Gegenstände lügt, der das Talent besitzt, stundenweise den Leuten Eins aufzuhängen, sei eine ausgezeichnete Person, die in Gesellschaft Glück machen müsse.

Leute, die weder Heiterkeit, noch Feinheit, noch Mutterwitz besitzen, werden Blagueurs. Dadurch, daß sie Alles, was Andere sagen und thun, in's Lächerliche ziehen, glauben Sie es verhüten zu können, daß diese mehr Geist, mehr Talent und Verdienst haben als sie selbst.

Die Blagueurs sind nicht heiter und stören auch die Heiterkeit der Anderen; sie sind nicht geistreich, wollen sich aber über diejenigen lustig machen, die es sind; sie wissen Nichts zu erfinden, aber sie kritisiren, d. h. sie schneiden auf ohne Sinn und Billigkeit. Die heiligsten Dinge, die zartesten Gefühle wollen sie lächerlich machen. So spotten sie z. B. über die Glückwünsche zum Geburtstag, zum neuen Jahr u. s. f.; deßgleichen über die Ceremonien bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen. Da kann Einer sagen:

„Wie doch diese Dame weint, weil ihr Gemahl in's Gras beißen mußte! Man sollte sie nach Malabar schicken."

Die Blagueurs sind an die Stelle der Mystificateurs getreten; allein Letztere kannte man doch wenigstens: sie machten so zu sagen ein Gewerbe aus der Gewohnheit, die sie angenommen hatten. So hieß es z. B. öfters bei einer Soiree oder auch sonst in Gesellschaft:

„Man erwartet Herrn N. N.: er muß Jemanden foppen, das ist ausgemacht; es wird sehr unterhaltend werden."

Gegenwärtig gibt es überall Blagueurs: in den Salons des Faubourg Saint-Germain, in der Chaussée d'Antin und in der Rue Saint-Denis, auf dem Balle eines Banquiers wie auf dem eines Kleinhändlers, im Theater, in den Concerten, den Café's und Promenaden: überall treiben sie ihr Wesen. Aller Orten sind sie zu Hause: in den

Faubourgs, den Ateliers, den Mansarden; der Gassenjunge verspottet den Spießbürger, der Arbeiter seinen Meister, der Bedienstete seinen Vorgesetzten; in allen Klassen der Gesellschaft wird dieses Geschäft getrieben, ein Beweis, daß es nichts Schweres ist und weder Geist, noch Geschicklichkeit, noch Judicium erfordert.

So begegnest Du z. B. einem Bekannten. Derselbe hält Dich an und ruft nach den gewöhnlichen Begrüßungscomplimenten in weinerlichem Tone:

„Ei, wissen Sie auch, was dem armen X. begegnet ist? In der That, es geht mir sehr nahe. Als man es mir gestern erzählte, verursachte es mir nicht geringen Kummer; er ist ein so guter Kerl! Allein gerade solche haben gewöhnlich Unglück."

„Ich weiß gar Nichts," entgegnest Du ungeduldig; „erzählen Sie mir doch die Geschichte."

„Gestern fuhr er mit seiner Gemahlin und seinem Sohne aus; im Boulogner Gehölze wird sein Pferd scheu, das Cabriolet fällt um und überschlägt zwei- bis dreimal: X. wird fünfzig Schritte weit fortgeschleudert, seine Gemahlin findet man später auf einem Baume und seinen Sohn in einem Gebüsche... der arme Junge ist einäugig, Madame hinkt!"

„Mein Gott! und X., hat er Schaden genommen?"

„Ach ja, der Unglückliche ist um seine Nase gekommen... er hat keine Nase mehr; das muß ihn außerordentlich geniren, wenn er sich schnäuzen will.

Die Sache ist um so unangenehmer, als er öfter den Hirnschnupfen hatte."

Die letzte Bemerkung bringt Dich auf den Gedanken, daß man Dir eben Eins aufgebunden hat. Du betrachtest Dir Deinen Mann genauer; dieser aber entfernt sich mit schallendem Gelächter, äußerst froh, Dich eine Zeit lang zum Besten gehabt zu haben.

Dieses wird bestimmt Niemand geistreich finden. Will man eine Idee davon bekommen, wie solche Herren zu Werke gehen, so darf man nur in ein Café gehen und einem Herrn zuhören, der sich an einen schonungslosen Blagueur wendet:

„Willst Du nicht eine Parthie Billard spielen?"

„Nein; aber Du?"

„Hast Du gefrühstückt?"

„Warum dieses?"

„Hast Du das neue Stück schon gesehen?"

„Manchmal."

„Was hältst Du von der Heirath des Fräulein von B.?"

„Heirathet man noch?"

„Die Renten stehen immer noch hoch... räthst Du mir zu kaufen?"

„Ich liebe sie eben so sehr in der Sauce als mit Oel."

„Weißt Du auch, daß der arme G. sich das Leben genommen hat, weil es ihm schlecht erging? Der Unglückliche hat sich erhängt!"

„An dem Halse seiner Geliebten?"

„Nein, an einem Stricke.“

„Ohne Balancirstab?“

So geht es fort; eine ganze Stunde lang gibt der Blagueur solche Antworten; gewöhnlich hat der, welcher sich an ihn wendet, bald genug und bricht das Gespräch ab.

Befindet sich der Blagueur in einem Salon, so wartet er zuerst, bis sich eine interessante Unterhaltung entsponnen hat. Sieht er nun, daß man aufmerksam einer Person zuhört, welche etwa erzählt, wie ein Ehemann dahinter gekommen sei, daß seine Frau ihn hintergehe, so tritt er mitten in den Kreis und unterbricht den Erzähler:

„Der Herr sagt Ihnen nicht Alles: der Liebhaber der Dame war früher Großwessier bei der Pforte; er war incognito nach Paris gekommen, um sein Serail zu rekrutiren, und fand in dem Keller seines Hotels neunzehn hübsche Frauenzimmer, die er aufgekauft hatte, um sie mit sich in die Türkei zu nehmen.“

Alles blickt einander erstaunt an: die Einen lachen, während Andere sich unter einander fragen, was denn dieses eigentlich heißen solle; man weiß sogar nicht mehr, ob man nur glauben soll, was der Andere erzählte, der sich achselzuckend entfernt, während der Blagueur entzückt ist, Effekt gemacht zu haben.

Die Blagueurs von der guten Gesellschaft sind gewöhnlich entweder sehr sorgfältig oder sehr nachläßig gekleidet. Auf dem Balle eines bescheidenen

Bayerische

Spießbürgers, der es sich etwas Namhaftes kosten ließ, um seine Gäste gut zu bewirthen, und auf dessen Einladungskarten sogar ausdrücklich bemerkt ist, daß getanzt werde, damit Alles im Ballanzuge kommen soll, erscheint der Blagueur ganz spät in einem alten Rocke, alten Beinkleidern, ungewichsten Stiefeln und ungeordneten Haaren, und riecht außerdem stark nach Tabak; ein Beweis, daß der Herr gerade aus einer Kneipe kommt. Man sollte glauben, in der glänzenden Gesellschaft werde er sich seines Aufzuges schämen und im Hintergrunde bleiben, ohne ein Wort zu sprechen. Weit gefehlt! er stolzirt in allen Zimmern herum, lächelt hier einer ältlichen Dame spöttisch zu, bricht dort in ein schallendes Gelächter aus über einen Alten, der tanzt, und ruft aus:

„Ei, so tanzt man hier! Welche Sprünge! Da dank' ich dafür; etwas Anderes ist mir lieber! Ei, seht doch diese Mütze! dieses Gesicht! das antike Museum! dieses Orchester: zwei Piano's und eine Trommelflöte... nicht übel das! Wollen Sie Wachslichter? Ueberall stehen solche herum, sogar auf dem Putztische von Madame... kein übler Putztisch: ich gäbe neun Sous für Alles, was darauf ist!... Kosten Sie einmal diesen Punsch... ah, puah, er riecht nach Zwiebeln... Zwiebelpunsch, das ist etwas Neues, ich wußte bisher Nichts davon!... Wenn kein Abendessen aufgetragen wird, so gehe ich wieder weg... ich verlange mein Geld zurück!... Die Unterhaltung ist gar zu gut!"

Man sollte in der That diesen Herrn ersuchen, sich schleunigst zu entfernen, das wäre eine Wohlthat für die ganze Gesellschaft; allein in Paris ist man artig, sogar gegen Leute, die es selbst nicht sind, und das ist unklug.

Indessen macht der Herr, dem Nichts recht ist, sich über die Kuchen und das Gefrorene her. Beim Souper findet er Alles abscheulich, ißt jedoch für vier Personen. Bei jedem Gerichte, das man ihm präsentirt, schneidet er Gesichter und sagt:

„Nun, was ist denn das?... Eine einfache Schüssel? Ich traue ihnen nicht recht, diesen Schüsseln!... Das ist im höchsten Falle von einem marinirten Gaul!... Herr Nachbar, wollen Sie mir die Flasche mit dem sogenannten Madeira heruntergeben?... Zu behaupten, dieses sei Madeira! Ja, höchstens Zwetschgenbrühe!... Savoyer Biscuit! Etwas Sauberes, die Portiersweiber mögen es nicht mehr essen!... Es stehen Champagnergläser auf dem Tische, welcher Einfall!... Das ist Selterser Wasser... Limonade gazeuse ist mir lieber!... Wir werden ohne Zweifel auch selbstgemachte Liqueure zu sehen bekommen!... Nächst dem Glücksspiele und einem Liebhaberconcert ist mir dieses das Widerwärtigste auf der ganzen Welt.“

Dieses ist der Dank solcher Herren, trotz aller Kosten und aller Mühe, die man darauf verwendet, seine Gäste gut zu bewirthen.

Von einem Blagueur wird man überrascht, wenn man sich dessen oft am wenigsten versieht. Gehst

Du z. B. auf dem Boulevard spazieren und er sieht Dich: gleich pflanzt er sich vor Dich hin, grüßt Dich mit einem leichten Nicken, spricht jedoch kein Wort, sondern sieht Dich fortwährend starr an, als ob Du irgend etwas Auffallendes an Dir hättest. Aergerlich darüber, daß er Dich so lange fixirt, sagst Du:

„Nun, was haben Sie mich so anzusehen; habe ich denn heute etwas Außerordentliches an mir?"

Der Blagueur schweigt noch eine Weile, endlich nimmt er Dich an der Hand, drückt dieselbe stark und murmelt dabei zwischen den Zähnen:

„Mein Freund, das betrübt mich sehr... so Etwas hätte ich nie von Ihnen geglaubt."

Hierauf entfernt er sich und überläßt es Dir, Dir den Kopf darüber zu zerbrechen, was er wohl gemeint haben könne, wenn Du nämlich solche Foppereien nicht von dem Herrn gewohnt bist.

Im Theater ist der Blagueur unausstehlich für das liebe Publikum, das dahin gekommen ist, um das Stück zu hören und seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Sieht er eine Dame, die über eine Scene weint, worin eine Person ihr Elend und die Lage ihrer Familie schildert, welche Nichts zu essen habe, so ruft er:

„Das hält ihn nicht ab, auf dem Heimwege Hummern zu speisen und sich sogar eine Indigestion zuzuziehen!... Dieser Schauspieler leidet sehr häufig an Indigestionen... vielleicht muß er deßhalb die Hungrigen spielen."

Entlockt eine Schauspielerin, in der Rolle eines

verführten Mädchens, einem Zuschauer Thränen, indem sie zu ihrem Vater sagt, man habe ihre Unschuld schändlich mißbraucht, so ist unfehlbar ein Blagueur da, der bemerkt:

„Ja, eine saubere Unschuld! Alle die jungen Herren rechts auf der Vorbühne sind ihre Liebhaber gewesen! Jeden Monat ruinirt sie Einen... das ist nicht übel!“

Bei dem gemeinen Volke gilt der Blagueur für einen Schöngeist, bis er einige Male tüchtig Stockschläge oder Ohrfeigen von einem minder geduldigen Zuhörer bekommen hat, was nicht selten der Fall ist.

Ein ehrsamer Spießbürger, der nie aus seinem Quartier hinausgekommen ist (es gibt solche in Paris), sieht sich einmal genöthigt, an das andere Ende der Stadt zu gehen. Auf dem Wege fürchtet er sich zu verirren und wendet sich deßhalb an einen Gassenjungen, der auf einem Eckstein sitzt und zwei Stücke von einem zerbrochenen Teller als Castagnetten benützt.

„Mein Lieber, wo ist die Rue des Brodeurs?“

„Hm?“

„Die Rue des Brodeurs?“

„Wie?“

„Die Rue des Brodeurs?“

„Ah, Pardon, verzeihen Sie... d'rum lerne ich eben den schönen Katzentanz. Kennen Sie ihn?“

„Ich bitte Dich, mir die Rue...“

„Ah, recht; d'rum, wenn Sie ihn nicht kennten,

so würde ich Sie ihn lehren; ich gebe Stunden zu sieben Liards die Marke... das ist nicht viel."

„Wenn Du mir keine Auskunft geben willst, so ist es unnütz, daß ich..."

„Freilich, freilich, die Siebente links, die Achte rechts, sodann immer links und rechts, bis Sie dahin kommen."

Der Bürgersmann entfernt sich und weiß nicht, ob er dem Jungen glauben soll; dieser streckt hinter ihm die Zunge heraus und macht eine spottende Geberde.

Viele Blagueurs gibt es unter den alten Soldaten; diese machen sich besonders gerne an die Pekins (Philister). Bringt man sie auf das Kapitel von ihren Feldzügen, so sind sie unerschöpflich. Ihr Salon sind gewöhnlich die elysäischen Felder, die Petite-Provence des Tuileries, oder eine Steinbank auf den Boulevards. Tritt man näher, so kann man sie vor den Dummköpfen, die ihnen mit offenem Munde zuhören, ganz hübsche Aufschneidereien auskramen hören.

Ein solcher Soldat, der eben im Zuge ist, von einer Schlacht zu erzählen, kann, wenn er bei seinen Zuhörern Interesse für seine Erzählung bemerkt, auf einmal ausrufen:

„Beim ersten Kanonenschuß, den die Feinde abfeuerten, nahm die Kugel mir den Kopf."

„Den Kopf! und Sie sind noch da?" fragen die erstaunten Zuhörer.

„Ja wohl, denn beim zweiten Kanonenschuß

wurde mein Körper hundert Schritte zurückgeschleudert, und zwar gerade an den Platz, wo mein Kopf lag, der wieder so genau auf meine Schultern zu stehen kam, daß ich nachher nicht einmal eine höhere Halsbinde brauchte."

Die Dummköpfe nehmen alles Dieses für baaren Ernst; der Soldat verspricht das nächste Mal andere eben so wunderbare Geschichten zu erzählen, und entfernt sich, seinen Schnurrbart streichend und innerlich über diejenigen, denen er Eins aufgehängt, lachend.

Die Bettler.

Endlich ist es doch gelungen, dem Bettel in Paris ein Ende zu machen, wo man noch vor Kurzem keinen Schritt thun konnte, ohne von einer ganzen Schaar Armer oder vorgeblicher Armer angefallen zu werden. Jeder hob die Hände flehend empor; der Eine zeigte auf sein verwundetes Bein, der Andere auf seinen Arm, den er in der Schlinge trug; Der ächzte mit kreischender Stimme, Jener bediente sich einer Art Geberdensprache, um die Vorübergehenden desto eher zu erweichen. Erreichte die Kunst im Betteln bei uns auch nicht den Grad von Vollkommenheit wie in Spanien, so hatten wir doch wenigstens einige Meister in diesem Felde der Industrie.

Gottlob, nun kann man doch ruhig seines Weges gehen, ohne daß man zu befürchten hat, jeden Augenblick ekelhafte Wunden und Gebrechen mit ansehen zu müssen, die früher gleich Waaren auf offener Straße ausgestellt wurden.

Bettler also gibt es in Paris keine mehr, allein Unglückliche hat es immer. Niemand wagt es mehr, zu fordern: das ist verboten; allein es stellt sich Je-

mand vor Dich hin und sieht Dich an, ach, mit so traurigem Blicke! Du mußt nothwendig seine Absicht errathen und dann hindert Dich Nichts, dem Gefühle des Mitleidens zu folgen, das Dich hinreißt, dem, den Du für nothleidend hältst, zu helfen, denn das Fordern ist zwar verboten, nicht aber das Geben.

Es gibt auch Gewerbe, die nichts Anderes sind als ein Vorwand, um Almosen annehmen zu können, ohne daß die betreffenden Personen befürchten müssen, wegen Gesetzesübertretung arretirt zu werden. Wenn z. B. eine arme Frau mit einem halbnackten Kinde auf den Armen Dir eine Parthie Zahnstocher, oder Nadeln, oder sogar nur ein schon ganz verwelktes Blumensträußchen anbietet, so kaufe nur geschwind, ohne Zögern: Du hast ja immerhin das Recht, Deine Sous hinzugeben, ohne die Waare dafür zu nehmen.

Früher hatte man guten Grund, jenen krüppelhaften Bettlern zu mißtrauen, welche die öffentlichen Plätze, die Boulevards und die Promenaden überschwemmten. Wie oft kam nicht der Fall vor, daß Einer in diesem Quartiere sich für hinkend und im nächsten für einhändig ausgab! Ein Anderer machte im Marais den Blinden; er hatte einen Hund und einen Stock, kurz, es fehlte ihm kein Attribut, er spielte seine Rolle vortrefflich. Einige Zeit nachher konnte Dich im Faubourg Saint-Germain ein Tauber anbetteln, der Dir durch Zeichen zu verstehen gab, daß er das Gehör verloren habe. Du erkanntest in ihm Deinen Blinden vom Marais wieder und sagtest zu ihm:

„Ihr seid also jetzt nicht mehr blind; wer hat Euch operirt? Das ist eine schöne Kur.“

Der Taube antwortet sogleich:

„Sie täuschen sich, mein Herr, ich bin niemals blind gewesen.“

Wie oft kam es früher nicht auch vor, daß, wenn ein Herr, welcher auf der Straße einer Dame begegnete, deren Begegnung ihm Freude machte, stehen blieb und sich mit ihr unterhielt, diese Unterhaltung durch Bettler unangenehm gestört wurde! Während sie mitten im Gespräch begriffen waren, konnte ein barfüßiger Junge mit bloßer Brust und zerlumpten Kleidern herbeilaufen, seine Hand zwischen die Beiden hineinstrecken und dazu wimmern:

„Bester Herr, wir sind unser acht Kinder; unser Vater hat Nichts zu arbeiten und wir haben kein Brod im Hause. Nur einen Sou, bester Herr, damit ich Brod kaufen kann.“

Mit einem barschen: „Ich habe keine Münze bei mir,“ suchte der Herr den kleinen Bettler abzuweisen und setzte sodann sein Gespräch mit der Dame fort. Allein der Junge ließ sich nicht so leicht abspeisen, sondern winselte dem Herrn unausgesetzt in die Ohren:

„Nur einen Sou, mein bester Herr, damit ich Brod kaufen kann.“

Der Herr wurde ungeduldig über die lästige Störung, wies den Bettler hart zurück und sagte:

„Willst Du wohl gehen und uns in Ruhe lassen?“

Der Junge, der anfangs auf der rechten Seite gewesen war, ging nun auf die linke, wo er seinen

Refrain so lange wiederholte, bis der Herr ihm endlich wohl oder übel Etwas geben mußte, nur um seiner los zu werden. Kaum hatte er die Paar Sous, so ging er und verspielte sie.

Manchmal konntest Du auch einigen Betrunkenen begegnen, die Dich auf brutale Weise anhielten und zu Dir sagten:

„Seit drei Tagen haben wir nichts Warmes mehr genossen.“

Und wenn Du Dich nun mit Ekel von diesen Bettlern abwandtest, die Dich an das dritte Kapitel in Gil Blas erinnerten, so konntest Du sie Dir nachrufen hören:

„Geh' nur, Canaille!... Hat einen nagelneuen Rock an, trägt Handschuhe und mag nicht einmal ein Paar Arme unterstützen!... Heilloser Kerl! Er hat vielleicht keine zwei Liards im Vermögen ... komm', ich will Dir so viel leihen, wenn Du willst.“

Und noch andere artige Sachen.

Paris darf stolz darauf sein, diesen Krebsschaden ausgerottet zu haben. Und dennoch kann man jetzt, wo es keine Bettler mehr gibt, eben so viel Gutes thun als früher; denn von den Bedürftigen sind gewöhnlich Diejenigen, welche sich auf's Betteln legen, am wenigsten zu bedauern.

Die Blumenläden.

In früheren Zeiten gingen die Blumenhändlerinnen in der Stadt herum. Jede trug ein Körbchen, worin die Bouquets lagen, am Arme; einige derselben hielten sie in der Hand und boten so ihre Waare den Vorübergehenden feil. War das Mädchen hübsch, so ließ mancher Käufer sich mehr von ihren Augen als von ihren Blumen anziehen: Alles steht im menschlichen Leben im Zusammenhange und manchmal macht Eines das Andere wieder gut.

Später kramten die besser eingerichteten Blumenhändlerinnen ihre Waaren an den Straßenecken und auf den Boulevards aus, und wir haben jetzt noch solche. Was aber hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit verdient, das sind die schönen, eleganten Läden, worin natürliche Blumen verkauft werden.

Wir hatten zwar schon seit einiger Zeit beim Palais-Royal hinter dem Theatre Français das Etablissement der bekannten Mademoiselle Prevost, das gegenwärtig eine Art Laden bildet, wir sagen eine Art Laden, denn der Raum ist so beschränkt, daß kaum drei Personen auf einmal einkaufen können; allein dieses Etablissement ist von einer so

vortheilhaften Seite bekannt und hat eine so schöne Vorsteherin, daß wir nichts Weiteres darüber zu bemerken brauchen.

Die neuen Blumenläden sind sehr schön ausgeschmückt und bei Nacht äußerst brillant beleuchtet; das Gaslicht verleiht den Blumen einen fast zauberhaften Glanz. Bedenkt man, daß es nichts Schöneres gibt als einen beleuchteten Garten oder ein beleuchtetes Blumenbeet, so kann man sich einen Begriff von einem mit Gas beleuchteten Laden machen, worin natürliche Blumenstöcke aller Art herumstehen.

Bemerkenswerth sind namentlich die neuen Blumenläden in der Rue Neuve-Vivienne, der Passage des Panorama's und der Rue Saint-Honoré. Ich brauche natürlich nicht zu bemerken, daß die Blumenhändlerinnen im Laden durchaus Nichts mit Denen gemein haben, welche mit ihren Körbchen auf den Straßen herumgehen. Letztere haben gewöhnlich eine runde Haube auf und ein einfaches farbiges Halstuch an und ihre Sprache gleicht ihrer Waare; allein die Blumenhändlerin im Laden ist eine Comptoirdame, eben so schön frisirt als eine Modistin, eben so hübsch gekleidet als eine Weißzeughändlerin, und drückt sich eben so geschmackvoll aus wie eine Räucherwerkverkäuferin.

Diese Veränderung im Personal war für die neuen Etablissements unumgänglich nothwendig. Die Consumtion von Blumen ist in Paris ungemein groß und die meisten brauchen die Modedamen, die Künstler und Dandys. Nie wird man einen Arbeiter, ei-

Grisette oder einen Menschen von der niedern Volksklasse zu einer Blumenhändlerin, die einen Laden hält, eintreten sehen; diese Leute wenden sich an die Händlerinnen auf der Straße, wenn sie einmal ein galantes Präsent zu machen haben oder Jemanden einen artigen Glückwunsch übersenden möchten. In diesem Falle wollen sie keinen eleganten Cactus, auch kein einfaches Moosröschen; einen großen, wohl zusammengebundenen Strauß müssen sie haben, der viel Platz einnimmt und den man von Weitem sieht.

In den Blumenläden trifft man elegante junge Herren, Mitglieder vom Jokeyclubb, Stutzer und viele jener niedlichen, nach allen möglichen Parfümerien duftenden Damen, deren Teint in Folge des allzuhäufigen starken Blumengeruchs eine zarte Bläße angenommen hat.

Allein im Allgemeinen kaufen die Herren mehr Bouquets als die Damen, was auch ganz natürlich ist; wissen doch die Damen wohl, daß die Herren bloß für sie Blumen kaufen.

Bei uns ist zwar die Blumensprache nicht so bekannt wie im Orient; allein wissen wir auch Nichts von einem Selam, so wissen wir doch recht gut, was die Uebersendung eines Bouquets sagen soll. Gewöhnlich will ein Herr damit einem Frauenzimmer zu verstehen geben, daß er von dessen Reizen bezaubert ist. Hat Einer in der Gunst einer Dame noch keine bedeutende Fortschritte gemacht und will er sich vor einem voreiligen Schritte hüten, so schickt er ihr anonym ein Bouquet zu. Solche Präsente schlagen

die Damen beinahe niemals aus: sie behaupten, ein Bouquet sei ohne Folge... gewöhnlich aber kommen die Folgen in Folge des Bouquets von selbst.

Will das Publikum einer Schauspielerin seine Zufriedenheit mit deren Leistungen bezeigen, so geschieht dieses ebenfalls durch Bouquets. Oft regnet es Blumen von allen Seiten des Saales zu den Füßen der gefeierten Actrice. Ein Blumenregen ist etwas äußerst Angenehmes; die Künstler lieben aber dieselben auch ungemein.

In Paris, wo man aus Allem Nutzen zu ziehen sucht, haben sich deßhalb eigene Anstalten gebildet, wo Kränze zu diesem Behufe verkauft werden. Es will z. B. eine Schauspielerin einen ähnlichen Triumph feiern wie eine andere, welcher sie an Talent überlegen zu sein glaubt; nun hat sie aber keinen Protector oder Wohlthäter, der reich genug ist, die Blumen zu bezahlen, und entschließt sich also, die Kosten selbst zu bestreiten. Dieselben sind ja nicht so bedeutend und einmal kann man schon Etwas d'ran wagen. Sie schickt ihre Mutter zu dem Besitzer einer derartigen Anstalt: eine Schauspielerin hat immer eine Mutter ... hat sie keine, so miethet sie eine, d. h. sie gibt diesen Namen einer alten Frau, welche um Kost, Logis und einige Nebenverdienstchen, die sie sich zu verschaffen weiß, diese Stelle versehen muß. Diese geht also zu dem Blumenhändler und sagt zu ihm: „Meine Tochter war in ihrer letzten Rolle bezaubernd; etwas Schöneres hat man noch nie auf dem Theater gesehen... es ist göttlich, himmlisch:

allein das Publikum ist so dumm! Wenn man den Leuten nicht in die Ohren schreit, daß eine Schauspielerin Talent habe, wenn dieselbe nicht viel Wesens aus sich macht, so merken die Leute manchmal Jahre lang nicht einmal, daß sie nur gut spielt; ja, sie wären sogar dumm genug, dieselbe auszuzischen, wenn man sie gewähren ließe! Mademoiselle X., die spielt wie ein Holzbock, wurde kürzlich mit Blumen überschüttet; man weiß wohl, woher Dieses kommt: so ein lumpiger Student, der ihr zu Liebe seine Studiengelder vergeudet ... doch gleichviel, meine Tochter darf nicht zurückbleiben: einen Blumenregen muß sie haben, heute Abend, nach ihrem dritten Akte ... wie hoch wird er mich zu stehen kommen?"

„Wollen Sie viele Kränze?"

„Bei Gott, hungrig darf es dabei nicht hergehen: von allen Seiten müssen sie her fliegen, besonders von der Vorbühne, das ist nobel und muntert die Anderen auf."

„Dann brauchen Sie etwa dreißig Bouquets."

„Dreißig? Meine Tochter verdiente ihrer zwar mehr als dreitausend, allein also dreißig. Wie hoch kommen diese?"

„Auf fünfzig Franken."

„Fih, das gibt einen ziemlich theuren Blumenregen; da kommt ja ein Bouquet über einen Franken!"

„Die Blumen sind eben gegenwärtig sehr theuer. Ueberdieß dürfen Sie dann die Leute, die ich dabei brauche, nicht besonders bezahlen ... und die Bouquets müssen schön sein."

„Nur keine Kohlstengel darin, sonst könnte es meiner Tochter ergehen wie kürzlich unserer zweiten Liebhaberin, die Ein's auf's Auge bekam, daß sie um ein Haar einäugig wurde: dieses war ein galantes Stückchen von so einem Herrn auf der dritten Galerie.“

„Seien Sie ganz ruhig: die Bouquets müssen schön und gut gewählt sein.“

„Nun gut, also fünfzig Franken! Ich werde an etwas Anderem sparen: ich werde unserer Katze für einen Sou weniger Lunge kaufen ... die Bestie ruinirt uns noch mit ihrer Lunge. Also dreißig Bouquets; daß sie aber auch gehörig geworfen werden! Nun, Ihre Leute müssen darin Uebung haben.“

„Sie werden bestimmt zufrieden sein.“

„Hoffentlich; für fünfzig Franken werde ich doch etwas Ordentliches erwarten dürfen. Großer Gott! um dieses Geld hätte ich zwei von den größten Gänseleberpasteten kaufen können! Doch wenn nur meine Tochter dabei gewinnt, so sind diese fünfzig Franken leicht zu verschmerzen.“

Der Blumenregen-Entrepreneur läßt sich vorausbezahlen; das ist eine Vorsichtsmaßregel, die niemals schaden kann. Die Mutter der Schauspielerin geht nach Hause und berichtet ihrer Tochter, daß sie auf den Abend einen herrlichen Triumph erleben werde, und Beide erwarten den Augenblick desselben mit Ungeduld.

Endlich kommt der ersehnte Augenblick. Das Stück

beginnt; die Actrice spielt erbärmlich, allein dieses ist dem Blumenhändler ganz gleichgültig: seine Leute müssen den Blumenregen fallen lassen. Von allen Seiten, besonders aber vom Paradiese aus, fliegen Bouquets der Schauspielerin vor die Füße, einige sogar auf die Nase. Diese verbeugt sich verschämt, das Publikum lacht, der Vorhang fällt und die übrigen Schauspielerinnen ärgern sich.

Unglücklicher Weise wird der eben gefeierte Triumph bald darauf durch die Mutter der Schauspielerin zunichte. Sie kommt mit einem großen Korbe auf die Bühne, wie wenn sie die Bouquets, die man ihrer Tochter zugeworfen, sammeln wollte, eigentlich aber in der Absicht, dieselben zu zählen und sich zu versichern, ob sie für ihre fünfzig Franken auch etwas Ordentliches bekommen habe.

Nachdem sie Alles, was auf der Bühne lag, aufgelesen, stöbert sie alle Winkel, die Coulissen, ja selbst den Souffleurkasten durch. Zornig stampft sie auf den Boden; endlich kann sie sich nicht länger halten und ruft:

„Ich bin geprellt, der Schuft! Ich hatte dreißig Bouquets bestellt und finde bloß vierundzwanzig... es fehlen mir sechs; allein das laß' ich nicht nur so hingehen!"

Man kann sich denken, in welches Gelächter die anderen Schauspielerinnen über diese Worte ausbrachen und wie sie über den Blumenregen spotteten. Allein gerade Diejenigen, die sich über diesen Vorfall am meisten lustig machen, tragen kein Bedenken, sich viel-

leicht schon das nächste Mal ebenso mit Blumen überschütten zu lassen; nur werden sie natürlich ihrer Mutter einschärfen, nach dem Triumphe die Bouquets nicht zu zählen.

Allein nicht alle Blumenregen auf dem Theater sind bestellt. Solche, die von dem eigentlich wahren Publikum ausgehen, gewähren einen bezaubernden Anblick: alle Damen nehmen in diesem Falle die Bouquets, die sie am Busen tragen, und werfen sie begeistert auf die Bühne. Will daher eine Dame in eines unserer ersten Theater gehen, so muß sie ein Bouquet mitnehmen, ebenso zu einer Soirée, einem Concert und einem Balle.

Die Pariser Damen consumiren ungeheuer viel Blumen, und das Wunderbarste bei der Sache ist das, daß sie selbst sehr wenig und ihre Männer gar keine Blumen kaufen.

Die Straßenlaternen.

Die Straßenlaternen müssen geduldig zusehen, wie das Gas mehr und mehr sich auf den öffentlichen Plätzen, Straßen und Boulevards festsetzt, die sie einst erleuchteten oder wenigstens erleuchten sollten; denn eigentlich haben die Straßenlaternen nie ein lebhaftes, hellbrennendes Licht verbreitet. Ihre unstäte Flamme wurde nicht selten vom Winde getrübt, der Mittel und Wege fand, durch die Scheiben der nicht gehörig schließenden Laternen einzudringen; unterhalb der Lampe verdüsterte ein röthliches Licht die Gegenstände, so daß man Nichts genau unterscheiden konnte; einige Schritte weiter weg war die Finsterniß viel dichter und schwärzer.

Gegenwärtig wird die Oellampe nach und nach von allen Posten verdrängt, die sie früher einnahm. Die Straßenlaternen werden in Zukunft den Duellanten nicht mehr zu ihren Rendezvous leuchten, wie man dieses vor noch nicht so gar langer Zeit sehen konnte. Noch unter Ludwig XVI. war es so. Bekamen zwei Edelleute im Theater Händel, so machten sie dieselben augenblicklich beim Scheine der nächsten besten Laterne aus.

Wollten wir etwas weiter zurückgehen, so würden wir bloß in den Hauptstraßen und den in der Nähe des Hofes liegenden Quartieren Straßenlaternen finden; in allen anderen Stadttheilen herrschte tiefe Finsterniß, und es war zu jener Zeit nicht rathsam, ohne Laterne auszugehen.

Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts erging, um die zahlreichen Diebstähle, die in Paris verübt wurden, zu verhindern, von Seiten der Polizeibehörde eine Verordnung an alle Bürger, wonach Jeder eine brennende Laterne vor seinem Hause anbringen sollte.

Die Einführung der Laternen hat man dem Herrn de la Reynie, Lieutenant des Oberrichters, zu verdanken. Anfangs brannten darin bloß Kerzen; die Kerzen waren damals noch in ihrer Glanzperiode! Das Oel kam später.

Die eigentlichen Straßenlaternen wurden von dem Abbé Matherot de Preguey und Bourgeois de Châteaublanc erfunden. Es war um das Jahr 1774, wo diese neue Beleuchtungsmanier in Paris aufkam.

Der Lampenanzünder ist ein ganz besonderes Wesen und zwar um so mehr besonder, als er beinahe immer vom Kopf bis zu den Füßen von Oel trieft und wenige Leute findet, die ihm gerne Gesellschaft leisten. Gewöhnlich ist es ein kleines Männchen, dessen Alter man vor dem Oel, das sein Gesicht bedeckt, nicht genau errathen kann. Er mag etwa fünf- bis sechsunddreißig Jahre alt sein; seine Kleidung hat eigentlich gar keine Farbe; der Stoff seiner Beinkleider und seiner Jacke sieht aus wie grobes Sack-

tuch; auch eine Schürze hat er umgebunden: alles Dieses ist so voll Fett und Schmutz, daß Jedermann seine Berührung noch mehr scheut als die eines Köhlers oder Schornsteinfegers.

Indeß verrichtet der Lampenanzünder seine Function mit der größten Ruhe, ohne sich jemals darum zu bekümmern, was um ihn her vorgeht. Selbst den Wagen schenkt er keine Achtung, vielmehr sind die Kutscher es, die sich vor ihm in Acht nehmen müssen, wenn er hübsch mitten auf der Straße in seinen Functionen begriffen ist.

Armer Mann! Was wird aus ihm werden, wenn das Gas vollends alle Lampen verdrängt haben wird? Es mag Etwas hienieden noch so glänzend sein, sein Reich ist vergänglich: die Kerze wurde von dem Oel, dieses von dem Gas verdrängt!

Sic transit, gloria mundi!

Die Moden.

Es ist eigentlich nicht gut von der Mode sprechen in einer Stadt, wo diese Göttin so unbeständig ist: was gestern war, ist heute nicht mehr u. s. f.

In Paris haben Leute, die genau nach der Mode leben wollen, ungeheuer viel zu thun ... keine Minute haben sie zu verlieren: Morgen-, Mittags-, Abend-, Concert-, Ball-Toilette ... und dieses ist erst noch nicht Alles! Auch die Wohnung, die Möbel, Livreen, Equipagen, Pferde, Geschirr, kurz Alles muß nach der Mode sein. Und die Mode wechselt jeden Augenblick ... es ist eine wahre Folter.

Leute, denen die Mode Alles ist, schätzen sich äußerst unglücklich, wenn ihnen Etwas, was dieselbe angenommen hat, mangelt: diese Schleife an der Halsbinde ist nicht mehr nobel; man knöpft den Rock nicht mehr so weit hinauf zu; dieser Hut hat nicht die neueste Form; diese Farbe ist geschmacklos; dieses Rohr trägt man nicht mehr. Ist Einer so unglücklich, auszugehen, ohne alles Dieses beachtet zu haben, so ist er in den Augen seiner Bekannten ein verlorener Mann. Dann möge er sich nur ge-

schwind verbergen, ehe ihn Jemand sieht, sonst ist's um seine Ehre geschehen!

Allein zum Glücke sind nicht alle Pariser Sklaven der Mode. Männer von Talent kümmern sich wenig um dieselbe, denn sie haben an andere Sachen zu denken; strenge, cynische Philosophen affektiren eine Verachtung gegen sie, die manchmal gar zu weit geht. Est modus in rebus.

Neulich kam zu Paris ein spaßhafter Fall vor. Eine Dame von etwa vierzig Jahren kannte nichts Höheres als die Mode. Sie war nicht schön und dennoch trug sie manchmal Kleidungsstücke, die sie noch häßlicher erscheinen ließen. Warum? weil sie Mode waren.

„Es ist Mode!" Dieß war ihr Lieblingsrefrain; davon ging sie um keinen Preis ab. Oft sagte sie:

„Es kann Nichts schlecht stehen, was Mode ist."

„Aber wenn die Mode lächerlich ist?"

„Das kann sie nicht sein."

„Wenn sie Ihnen schlecht steht?"

„Das gilt mir gleich viel."

„Wenn dieselbe Sie zwänge, Ihren Hals zu zeigen und Sie hätten keinen schönen Hals?"

„Ich würde ihn zeigen."

„Sich bis an's Knie aufzuschürzen?"

„Ich würde es thun."

„Ihr ... Strumpfband sehen zu lassen?"

„Alles würde ich sehen lassen, sobald es Mode wäre."

Der Gatte dieser Dame, der keineswegs ihrer

Meinung war, kam eines Tages auf den Gedanken, eine Zeichnung zu verfertigen, welche er statt der dem Modejournal beigegebenen einlegte. Die Zeichnung des Mannes stellte eine Dame vor, deren Kopfputz aus einer enormen reiherbuschförmigen Rübe bestand, und unter dem Bilde standen die Worte: ‚Chinesische Coiffüre; natürliche Rübe.‘

Die Dame betrachtete die Zeichnung lange mit prüfendem Auge und rief dann aus:

„O, welch' wunderbarer Kopfputz! Wie originell: eine natürliche Rübe! Ah, man thut jetzt Pflanzen in die Haare!“

Ihr Gatte zuckte die Achseln und sagte:

„Erbärmliches Zeug! Es hat gar keinen Sinn. Ich hoffe nicht, daß Du Dich so lächerlich aufputzen wirst.“

„Warum nicht, mein Lieber? Es ist doch nicht häßlich, bestimmt nicht ... es ist Mode und damit fertig. Man hole mir eine Rübe, auf der Stelle. Wir gehen heute Abend in die Opera, dort will ich mit diesem Kopfputz erscheinen.“

Der Mann that, als wollte er sich widersetzen, die Frau beharrte auf ihrem Sinne. Sie steckte eine Rübe in die Haare und ging in diesem Aufzuge Abends in die Opera. Hier machte sie außerordentliches Aufsehen, jedoch auf ganz andere Weise, als sie erwartet hatte. Alles lachte ihr in's Gesicht und machte sich über sie lustig und zwar so deutlich, daß sie es nothwendig auf sich beziehen mußte. Die arme Dame kam ganz traurig und verstimmt nach Hause.

„Sonderbar," sagte sie, „mein Kopfputz war doch nach der neuesten Mode und doch fanden die Leute mich lächerlich."

„Meine Liebe," entgegnete der Mann, „alle Moden stehen Dir nicht gut an, das habe ich Dir wohl hundert Male gesagt; man muß sich nach seinem Gesichte richten. Die Rübe steht einer Blondine durchaus nicht."

Von dieser Zeit an kleidete die Dame sich nicht mehr so genau nach der Mode.

Brennholzmagazine.

Ihr, die Ihr, behaglich auf einen geräumigen Lehnsessel hingedehnt, die Füße an einem guten Feuer wärmet; Ihr lieben Spießbürger, Commis, Geschäftsleute, Angestellte, Rentiers, kurz Ihr Alle, die Ihr, ohne gerade ein so großes Vermögen zu besitzen, daß Ihr einen eigenen Hausmeister anstellen könnet, noch etwas Besseres, nämlich eine tüchtige, sparsame Hausfrau habet, welche in eigener Person alle die kleinen Haushaltungsangelegenheiten besorgt, wozu Ihr Geschäfte halber keine Zeit habet; Ihr Alle machet Euch wohl keinen Begriff davon, wie viel Angst und Mühe es kostet, bis das Holz, an dem Ihr Euch so behaglich wärmet, eingekauft ist.

Es gibt in allen Vorstädten und sogar auch im Innern von Paris Holzgärten. Es ist noch nicht gar lange her, daß die Insel Louvier beinahe Nichts als Holzbeigen enthielt; die Holzgärten dieser Insel waren die allerbesuchtesten. Mehrentheils gingen die Pariser dorthin, indem sie dort besseres und wohlfeileres Holz zu bekommen glaubten als in den anderen Holzgärten. Allein mit der Insel Louvier geht es auch wie mit allem Uebrigen: Bewohner und Ge-

statt derselben ändern sich. Das kleine Mailflüßchen wird aufgefüllt, um die Insel Louvier mit dem Festlande zu verbinden; eine Menge Häuser, ein ganz neues Quartier erhebt sich an dem Platze, wo früher die berühmten Holzbeigen standen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß dieselben verschwunden sind; vielleicht kommen wieder andere an ihre Stelle ... das kann man nicht wissen.

Treten wir jedoch in einen gut aussehenden Holzgarten: der erste der beste, die Wahl thut Einem wehe. Hier treffen wir eine hübsche Dame, die ihren Bedarf an Holz einkaufen will und die der Meinung ist, es gebe nichts Leichteres, als nach getroffener Auswahl und bestimmtem Preise die drei oder vier Karren Holz, die sie gekauft, sich vormessen zu lassen. Doch nur einen Augenblick Geduld ... es wird gleich angehen. Der Messer kommt, die Dame sagt zu ihm:

„Messen Sie mir gut, Sie erhalten ein Trinkgeld.“

„Seien Sie ganz ruhig, wertheste Dame, ich werde für Sie besorgt sein.“

Unser Ehrenmann macht sich an sein Geschäft. Er nimmt die Scheiter und wirft sie mit einer Schnelligkeit in das Meß, daß es der Käuferin vor den Augen schwimmt. Indessen läßt der Messer, der für die Dame besorgt sein will, krumme Scheiter mit unterlaufen, wodurch sogenannte Nester entstehen. Die Dame, welche die leeren Zwischenräume bemerkt, will sich dem Messer nähern und sich bei ihm beklagen; allein, hilf Himmel! ein furchtbares Geräusch erschreckt sie! Dieses kommt von einer Beige her,

die über einander geworfen wird. Die Dame ist in Todesangst; es kommt ihr vor, als wollten alle die Scheiter über sie hereinstürzen. Während sie in Sicherheit zu kommen sucht, macht der Messer eifrig an seinem Geschäfte fort und mißt ihr die unförmlichsten Scheiter zu.

Wie die Dame sieht, auf welche Art der Ehrenmann für sie besorgt ist, nähert sie sich ihm abermals und sagt:

„Legen Sie dieses Scheit bei Seite, das will ich nicht.“

Nun aber kommt der Kärrner mit seinem Fuhrwerke; er fährt auf der Seite, wo die Dame steht, an, und kaum hat diese noch Zeit, auf die Seite zu gehen, um nicht überfahren zu werden. Sie beeilt sich, von einer andern Seite her zu ihrem Holze und dem Messer zu gelangen, allein der verdammte Karren bleibt keinen Augenblick ruhig stehen: der Kärrner hetzt sein Pferd vor- und rückwärts, so daß die Dame immer nur auf ihre Sicherheit bedacht sein muß und unmöglich ein wachsames Auge auf den Holzmesser haben kann.

Dieser erbärmliche Kunstgriff wird zu oft angewendet, als daß er nicht allgemein bekannt sein sollte. Früher waren in den Holzgärten beeidigte Aufseher angestellt; ihre Function bestand darin, sich davon zu überzeugen, ob der Käufer nicht übervortheilt werde und den oben genannten Uebelständen abzuhelfen. Allein die beeidigten Aufseher sind wieder verschwunden; wahrscheinlich brachten sie Nichts zur Anzeige.

Nunmehr, da Ihr das Verfahren in den Holzgärten kennet, so wappnet Euch, wenn Ihr dahin gehet, mit Muth, fürchtet Euch nicht vor fallenden Scheitern, rasselnden Kärren und unruhigen Pferden, und wenn man Euch schlecht messen will, so nehmet das Holz nicht an.

Hat der Käufer ja doch sonst überall das Recht, die Waare nicht zu nehmen, wenn er sieht, daß man ihm schlecht wiegt. Warum sollte man nun beim Holze nicht dasselbe thun dürfen wie beim Zucker, Kaffee, Reis u. dergl.? Ueberdieß wird seit neuerer Zeit das Holz diesen Waaren gleichgestellt: in vielen Holzgärten verkauft man es nach dem Gewicht; darum wird aber doch das Messen nie aufhören.

Oeffentliche Bequemlichkeits-Anstalten.

Auf den Boulevards stehen in nicht gar großer Entfernung von einander eine Art Säulen, die zehn bis zwölf Fuß hoch sind und oben in einer Kuppel und einer Spitze endigen wie die Minarets.

Diese kleinen Säulen sind, vom Fuße an gerechnet, bis auf Mannshöhe hohl und haben eine Oeffnung, die gerade groß genug ist, um einen Menschen aufzunehmen. Von ferne könnte man sie für Schilderhäuschen ansehen; kommt man aber näher, so stellt es sich heraus, daß sie zum allgemeinen Gebrauche bestimmt sind: hier kann Jedermann eines jener natürlichen Bedürfnisse befriedigen, welche die Leute manchmal auf der Straße anwandelt.

Wir können diese neue Erfindung nicht anders als gut heißen: Alles, was zur Beförderung des Anstandes beiträgt, Alles, wodurch unseren Frauen und Jungfrauen ein Erröthen erspart werden kann, verdient unsern Beifall, und in Paris vergessen die Leute nur zu oft diesen Anstand, der doch die erste Bedingung bei ihrem Betragen sein sollte. Jene schönen Herren, welche in Kleidung und Manieren den Ton der guten Gesellschaft affektiren, welche in

ihrer Sprache sich der gesuchtesten zartesten Ausdrücke bedienen und sich zornig abwenden, wenn ein Schriftsteller die Frechheit hat, gewisse Worte und Ausdrücke zu gebrauchen, die auch Molière gebrauchte; diese Herren, die in ihren Worten so strenge sind, beweisen manchmal auf den Straßen und Promenaden eine Hintansetzung aller und jeder Schicklichkeit, wie man sie kaum bei dem gemeinsten Menschen vermuthen sollte.

Aus diesem Grunde verdienen die öffentlichen Säulen alles Lob; allein warum wurden bloß auf den Boulevards solche angebracht? Warum nicht auch in den Straßen und auf Kreuzwegen? Was nützt es dem Bürger, daß er auf einer Promenade von Paris ruhig mit Frau und Tochter gehen kann, wenn die nächste beste Straßenecke ihnen enthüllt, was die Säulen ihnen dort verborgen haben?

Ein Schiff mit Wäscherinnen.

Das Wasser, sagt man, fließt für Jedermann, besonders aber, sollte man meinen, für jene armen Weibspersonen, die ganze Tage und Nächte hindurch sich damit beschäftigen, in dem Fluß oder Kanal zu waschen; dabei stehen sie in einem großen, langen Schiffe, das mit einem auf schwachen Latten ruhenden Bretterdache versehen ist, und sind somit fortwährend Wind und Wetter ausgesetzt.

Würde nun bloß zur Sommerszeit, bei großer Wärme, gewaschen, dann hätte das Leben dieser Weibspersonen sogar etwas Angenehmes, allein das Geschäft geht zu jeder Jahreszeit, selbst im strengsten Winter, fort. Rings um das Schiff her wird das Eis eingeschlagen, damit immerfort gewaschen werden kann. Die Wäscherinnen knieen beinahe sämmtlich an Bord des Schiffes, die Füße in einer Art hölzernem Futteral und den Körper über das Wasser hingebeugt und zwar manchmal so stark, daß man nicht begreifen kann, daß der vordere Theil nicht das Uebergewicht bekommt, was indeß äußerst selten der Fall ist.

Man glaube ja nicht, daß die Personen, welche sich diesem mühsamen Geschäfte widmen, mit ihrem Schicksale unzufrieden seien: im Gegentheile, man hört bei ihnen Nichts als Lachen und Singen. Es gibt gar nichts Lustigeres als ein Schiff mit Wäscherinnen. Diese Damen sprechen unaufhörlich; ist es diese nicht, so ist es jene, gewöhnlich aber alle zumal. Wir wollen sie doch einen Augenblick belauschen.

„Aber die hat einmal ein schmutziges Kleid!"

„D'rum sind ihr die Omnibus nicht gut genug."

„Da hab' ich das Hemd eines Stutzers: vorne fein, hinten grob. Es soll nur Eine solchen Herren trauen... mit ihren Worten ist's gerade so... keinen Pfifferling sind sie werth."

„Ich habe einen Kunden, der fast alle seine Strümpfe oben abnimmt und die Fersen damit flickt: das heiß' ich Sparsamkeit!"

„Ei, wie schön ist's, ei, wie lustig, in dem Wald von Romainville! Ei, hätt' ich nur sechs so gute Wämmser, wie das ist, welches ich eben wasche!"

„Bah, schweig' doch, da müßtest Du Dich ja bloß vor Dieben fürchten... könntest nicht mehr ruhig aus dem Hause gehen. D'Betteleut' haben's gut, haben's gut, lieben einander, wenn sie einander nämlich nicht gerade beohrfeigen."

„Aber der Eigenthümer dieser Beinkleider muß doch auch viel knieen: immer zerrissen... er mag wohl sehr galant sein, der Herr."

„Ah, Du glaubst also, er zerreiße seine Beinkleider mit lauter Niederknieen vor seiner Schönen? Närrchen, da bist Du auf dem Holzwege: es ist ein Philister, der gerne Kegel spielt und nach jedem Schube sich auf die Kniee niederläßt, um zu sehen, wie viel er geschoben hat."

„Hier ist ein Unterrock, der aus wenigstens fürfzig Stücken besteht; er gäbe keine üble Harlekinsjacke."

„Ach Gott, ich fühle gar Nichts mehr von meinen Händen!"

„Aber ich desto mehr von meinem Magen."

„Was hast Du zu essen?"

„Zwei Schüsseln und Nichts d'rin: wenn Du es mithalten willst, so bist Du höflichst eingeladen. Nur keine Umstände!"

Auf diese Art vertreiben die Wäscherinnen sich die Langeweile, wobei sie ihre Armuth vergessen und ihre Arbeit freudig verrichten.

Erfahren sie einmal, daß Eine ihrer Kamerädinnen krank und hülflos sei, so sind sogleich Alle, obwohl sie zum Theile selbst kein Brod haben, bei der Hand, diejenige, die Nichts arbeiten kann, auf's Kräftigste zu unterstützen.

Ein Gewitterregen.

Es gewährt einen höchst komischen Anblick, wenn an einem schönen Sommertage die Bewohner von Paris großen Theils sich mit Spazierengehen erlustigen und dann auf einmal ein Gewitterregen herabströmt. Da muß man die Verwirrung und das Durcheinander sehen, das plötzlich unter den Spaziergängern, den Pflastertretern und den sonstigen Müßiggängern entsteht.

Die Damen denken zuerst an ihren Hut, der Schaden nehmen könnte, und spähen begierig nach einem geschützten Punkte: nach einem Schuppen, einer Einfahrt oder einem Wagen; sie fangen an zu laufen, und da muß man denn sehen, wie die weniger behenden sich abmühen und über die Lachen springen. In einem solchen Augenblicke kümmert sich keine viel darum, ob man ihren Unterrock, ihre Wade oder gar ihr Strumpfband sieht. Wer gerne Beine sieht, für den ist ein Gewitterregen der allerglücklichste Zufall; da lassen sich köstliche Bemerkungen machen.

Die Herren, die hübsche Kleider und neue Hüte tragen, haben eben so wenig Lust, sich dem Platz-

regen auszusetzen als die Damen: während diese auf der einen, laufen sie auf der andern Seite, deßgleichen auch die Kinder, nur mit dem Unterschiede, daß letztere eine Freude daran haben; sogar die hausirenden Krämer suchen mit ihren Kisten auf dem Rücken dem Regen davonzulaufen. Es sieht gerade aus, als gälte es eine Wette. In einem Augenblicke sind die Einfahrten an den Häusern dergestalt mit Menschen überfüllt, daß Diejenigen, welche zuerst hineingekommen sind, in die Höfe zurückgedrängt und hier auf's Neue dem Platzregen ausgesetzt werden; die zuletzt Gekommenen stehen unter der Dachtraufe: Alle aber bezeugen eine Freude darüber, in einem Luftzuge zu stehen, der nach einem so schnellen Laufe äußerst gefährlich sein muß. Trotz ihrer unangenehmen Situation lachen und scherzen alle die Leute, welche so eine Art Zufluchtsort gefunden haben, über die Vorübergehenden, die von Wasser triefen und nicht mehr über die Straße hinüberkommen können, über die in wenigen Minuten das Wasser stromweise hinschießt.

Da gibt es denn die allerdrolligsten Auftritte. Ein alter Spießbürger z. B. nimmt sein Taschentuch und breitet es über seinen Hut her, wobei er es sorgfältig an beiden Zipfeln festhält, damit es ihm nicht davonfliege. In weniger als einer Minute ist das Taschentuch völlig durchnäßt: doch gleichviel, der Herr bildet sich ein, es diene ihm statt eines Regenschirms. Da sind einige Damen, die, um nur ihren Kopf zu schützen, sich Nichts daraus

machen, einen andern Theil ihres Körpers zu entblößen und zu erkälten: sie haben nämlich den Rock über den Kopf hergezogen. Dieses gibt dem Beobachter Gelegenheit zu der Bemerkung, wie sehr manchmal der Schein trügt. Bei einer Dame, die ein äußerst elegantes seidenes Oberkleid trägt, sieht er einen alten schmutzigen Unterrock; eine andere, die Blumen und Spitzen in den Haaren trägt, hat einen oft geflickten Unterrock und Löcher in den Strümpfen.

Vanitas vanitatum et omnia vanitas!

In einem solchen Augenblicke läuft Alles den Omnibus zu. Schon von Ferne winkt man den Kutschern; allein der kurz zuvor, so lange das Wetter noch schön war, ganz verachtete Omnibus ist bereits mit Passagieren überfüllt; das fatale Täfelchen, woran das Wort „Voll“ zu lesen ist, wird sichtbar. Trotzdem läuft Alles dem Wagen nach und winkt dem Kutscher.

Wie glücklich ist in diesem Falle der, welcher aus Aengstlichkeit sich mit einem Regenschirm versehen hat, indem er zu sich selbst sagte: „Es ist heute gar zu heiß, wir müssen ein Gewitter bekommen!“

Gleich des Sultans Taschentuch thut nun sein Regenschirm Wunder bei den vom Regen überfallenen Odalisken: er darf nur wählen. Ein Herr, der in einem solchen Augenblicke einer Dame einen Platz unter seinem Schirme anbietet, hat sich immer einer guten Aufnahme zu erfreuen, selbst in dem Falle,

wenn er abscheulich von Gesicht, krumm und buckelig wäre. Natürlich kann er sich den Zufall vortrefflich zu Nutzen machen; unter einem Schirme darf man sehr galant, sehr liebenswürdig sein. In Paris haben die Gewitterregen schon zu vielen Abenteuern Veranlassung gegeben.

Gewöhnlich sind es jedoch bloß die älteren Herren, die aus Vorsicht sich mit einem Regenschirme versehen. Nun, es helfe, was helfen mag: hat Einer ein Alter erreicht, wo er nicht mehr durch seine Gestalt gefallen kann, so mag er in Gottes Namen durch seinen Regenschirm zu gefallen suchen.

Die Cabriolets-Milords.

Es ist dieses eine äußerst comfortable Erfindung, die ohne Zweifel auch Bestand hat.

Das Cabriolet geht schneller als ein Wagen, das ist bekannt. Etwa deßwegen, weil bloß ein Pferd daran gespannt ist? Wahrscheinlich. Es heißt, Einigkeit gebe Kraft; da nun aber zwischen Fiakerpferden schwerlich Einigkeit stattfindet, so zeigen diese armen Thiere mehr Kraft, wenn ihnen kein Unglücksgefährte beigegeben ist.

Hatte also etwa Jemand ein Rendezvous zugesagt und fürchtete sich zu verspäten, so nahm er bisher immer ein Cabriolet, ebenso, wenn Jemand von einem großen Herrn Etwas zu erbitten hatte, wenn Jemand einem Schuldner nacheilen, oder einem Freunde eine gute Nachricht überbringen, kurz, in allen Fällen, wo er schnell an Ort und Stelle gelangen wollte.

Dabei ist aber das Unangenehme, daß man neben einen Kutscher zu sitzen kommt, der gewöhnlich nicht am reinlichsten ist: er riecht öfters nach Wein, Branntwein und Knoblauch, oft nach allen drei Dingen zumal, und überdieß nach erbärmlichem

Tabak. Alle Augenblicke dreht und wendet er sich auf seinem Sitze, hantirt mit der Peitsche, flucht auf sein Pferd, auf die andern Wagen und die Vorübergehenden hinein und reibt mit seinen Beinen an denen seines Nachbars. Ist dieser allein, so kann er sich zur Noth dadurch ein wenig helfen, daß er sich in die andere Ecke des Cabriolets drückt und einen kleinen Zwischenraum zwischen sich und dem Kutscher läßt. Hat er aber eine Dame bei sich, so muß er natürlich dieser die Ecke abtreten und hat so den Kutscher beinahe auf seinen Knieen. Von einer vertrauten, zärtlichen Unterhaltung ist nun vollends gar keine Rede, wenn Einem ein Mensch auf dem Schooße sitzt, der jedes Wort versteht, die kleinste Bewegung sieht und manchmal sogar sich die Freiheit nimmt, sich in die Unterhaltung zu mischen.

Das Cabriolet-Milord ist eine neue Erfindung, welche die Passagiere aller dieser Unannehmlichkeiten enthebt. Da sitzt der Kutscher nicht mehr neben Dir im Innern des Cabriolets, sondern hat einen eigenen Sitz, der so hoch und in solcher Entfernung angebracht ist, daß er nicht mehr hört, was hinter ihm gesprochen wird. Dieses neue Cabriolet hat auch zwei kleine Räder mehr als die früheren, was demselben nothwendig mehr Festigkeit gibt und die Fahrenden mehr sichert.

Zu einem solchen Gefährt rathe ich Euch, Ihr zwei glücklich Liebenden, die Ihr schnell fortzukommen wünschet. Ich will nicht gerade sagen, daß der Milord mit Windesschnelle dahinfliege (das

ist bei den Pariser Miethgefährten nicht der Fall und wir wollen sie in dieser Beziehung nicht über andere stellen), allein Ihr habt doch alle Annehmlichkeiten eines Cabriolets: Ihr seid in der frischen Luft, sehet die Vorübergehenden, die Läden u. s. f.; Ihr könnet lachen, vertraulich kosen, einander Euch die Hände drücken, einander zärtlich anblicken, und zwar alles Dieses, ohne einen Kutscher vor der Nase zu haben.

Und dann noch ein Vortheil: wollet Ihr, was häufig der Fall ist, nicht von den Vorübergehenden gesehen werden, so ist das in einem Cabriolet-Milord sehr leicht zu bewerkstelligen; man sieht Euch darin weniger als in irgend einem andern Gefährt, woran die Fenster nicht immer gut schließen. Die neuen Fuhrwerke haben vorne am Dache eine Art hölzernen Laden mit mehreren Brüchen, der oben mit einem Riemen befestigt ist; Du darfst nur den Riemen losmachen — nehmt Euch jedoch dabei in Acht, denn der Laden fällt mit einer erstaunlichen Schnelligkeit herab — so wird die Oeffnung des Cabriolets vollständig geschlossen und Ihr befindet Euch in einer Art Kasten, der gewöhnlich durch ein kleines Fensterchen erhellt wird. So vermag auch das geübteste Auge Euch nicht zu entdecken und Ihr dürfet ohne Bedenken durch die Stadttheile fahren, wo Eure vertrautesten Freunde wohnen.

Die Cabriolets-Milords haben bedeutenden Anklang gefunden und das war auch ganz natürlich. Auf den öffentlichen Plätzen streitet man sich um

dieselben... nie sind ihrer genug da; sie sind so gesucht, als ein Logenbillet in das italienische Theater, so beliebt als eine schöne Tänzerin auf einem Balle.

Der Cabriolets-Milords bedient sich Alles: der Familienvater, der mit Frau und Tochter sich zu einem Feste in's nächste Dorf begibt; Eheleute, die keinen Grund haben, in einen Fiaker eingeschlossen sein zu wollen; jene Leute, welche nicht oft ein Gefährt nehmen und sich gerne sehen lassen möchten, wenn ihnen dieses Glück einmal zu Theil wird; junge Herren, die schöne Begleiterinnen haben und mit diesen Staat machen; Kinder, denen es Freude macht, Alles, woran sie vorbeifahren, zu sehen, und Eltern, die sich glücklich fühlen, wenn sie ihren Kindern Freude machen können; ängstliche Leute, die immer sehen wollen, wohin es geht — kurz, alle die Leute, die in einem Fuhrwerk, welches bloß zwei Räder hat, sich fürchten, während sie sich in einem Milord sicher wähnen.

Man sieht, der Milord verbindet das Nützliche mit dem Angenehmen und es findet auf ihn Horazens Vers Anwendung:

Omne tulit pretium, qui miscuit utile dulci.

Der Winkelliterat.

Wer mag wohl jener Herr sein, der in einem Café nachläßig auf einer Bank sitzt, den Rücken einem Spiegel zugekehrt, gegen den er sich alle Augenblicke umwendet, um seinem eigenen Ich freundlich zuzulächeln? Vor ihm steht ein Glas Zuckerwasser, wovon er von Zeit zu Zeit schlürft, auf dem Tisch liegen mehrere Journale; eines hat er in der Hand und liest, wobei er sich alle Augenblicke mit Ausrufungen unterbricht, die etwa so lauten:

„Ach, mein Gott, welcher Galimatias! Schlecht, heillos, erbärmlich!... Das ist doch zu absurd... das Stück loben!... Ja freilich, ein sauberes Stück, ein heilloses Machwerk! Wäre ich der Verfasser, ich würde in's Wasser springen.“

Aus dem wichtigen Wesen, das dieser Herr sich gibt, könnte Einer, der die Menschen noch nicht genau kennt, schließen, er habe einen großen Mann, eine unserer künstlerischen oder literarischen Celebritäten vor sich. Allein weit gefehlt: Celebritäten benehmen sich niemals oder wenigstens äußerst selten so; Männer von Talent sind überdieß gewöhnlich nachsichtiger als Andere, und man wird fast nie hören, daß einer über

seine Collegen schimpft, seine Rivalen herabsetzt oder junge Anfänger lächerlich zu machen sucht.

Der Herr, der da so viel Wesens macht, ist der Verfasser von dem dritten Theil eines Vaudevilles, das auf einem unserer unbedeutendsten Theater mit ganz geringem Beifall gegeben wurde. Seit jener Zeit hat er sich den Titel dramatischer Schriftsteller beigelegt; vermöge einer Menge, zum Theil nicht gar ehrenvoller Intriguen brachte er es so weit, daß sein Name in den Prospektus eines unbedeutenden Journals aufgenommen wurde, wie wenn er an der Redaktion Theil hätte, und so wurde er ein Literat; allein unter den eigentlichen Schriftstellern heißt man solche Herren Winkelliteraten.

Da fällt mir jener Gascogner ein, der sein trockenes Brod im Palais-Royal aß, dann Abends mit einem Zahnstocher im Munde spazieren ging und mit zufriedener Miene zu einigen Bekannten, die ihm begegneten, sagte: „Meiner Treu', ich muß der Verdauung wegen spazieren gehen, denn ich habe im Palais-Royal gespeist!" Von jeher ließ die Welt sich durch den Schein täuschen und immer wird es einfältige oder gutmüthige Leute geben, die sich von diesen literarischen Taschenspielern hinter's Licht führen lassen, gerade wie es auch noch Solche gibt, die den Charlatans Oele und Pommaden abkaufen, welche den Haarwuchs fördern sollen.

Angenommen, ein talentvoller junger Mann, der aber noch nicht bekannt ist, habe Etwas geschrieben. Nun sucht er einen Mitarbeiter auf, einen Mann,

einigen Einfluß hat, und bietet ihm seine Arbeit zur Durchsicht an. Man hat ihm gesagt, dieser Herr, der so viel Wesens macht, sei ein Schriftsteller; er wendet sich an ihn und überreicht ihm bescheiden sein Manuscript. Dieser läßt sich herab, es anzunehmen und sagt mit einer Protektormiene:

„Gut, ich will es lesen... kommen Sie in acht bis vierzehn Tagen wieder zu mir... da werd' ich's wohl gelesen haben.“

Der junge Mann geht unterdessen wohl zehnmal nach der Wohnung seines Mäcens, trifft ihn aber nie zu Hause; endlich erblickt er ihn in einem Café und geht eiligst auf ihn zu:

„Ach, mein Herr, ich bin erfreut, Sie zu sehen.“

„Ah, guten Tag, mein Lieber, guten Tag.“

„Ich war mehrmals in Ihrer Wohnung, traf Sie aber niemals an.“

„Das glaub' ich wohl: ich kann nicht zu Hause bleiben; wissen Sie, man hat so manches Abenteuer, so manche Liebschaft, ich komme selten in's Bett! Meine Wohnung kostet mich zwölfhundert Franken, eine wahre Tollheit... denn ich bin nie zu Hause.“

„Mein Herr, haben Sie die Güte gehabt, mein Stück zu lesen?“

Bei diesen Worten nimmt der Herr mit dem Zuckerwasser eine noch wichtigere Miene an, beißt sich in die Lippen, bläst die Backen auf, schüttelt den Kopf, zwitzert mit den Augen und gibt zur Antwort:

„Ja, mein Werthester... ja, ich habe es gelesen.“

„Nun! und was halten Sie davon?"

Der Schriftsteller streicht sein Kinn, läßt mehrere, für den jungen Mann ziemlich beunruhigende Hm! Hm! ertönen, bis dieser nochmals fragt:

„Nun, mein Herr, Ihre Ansicht?"

„Mein Werthester . . . erstens, sehen Sie . . . es ist nicht genug Liebe in Ihrem Stücke . . . daran fehlt es, man müßte etwas mehr hinein bringen."

„Nicht Liebe genug? Aber, mein Herr, das ganze Stück handelt ja davon!"

„Ah! . . . dann . . . sollte man Einiges streichen . . . Sie verstehen, immer eine und dieselbe Situation, das ist langweilig . . . indeß wollen wir das Alles schon machen. O, ich habe schon schwerere Sachen in's Reine gebracht."

Der junge Mann, der endlich sieht, mit wem er es zu thun hat, fragt schon in trocknerem Tone:

„Haben Sie mein Manuscript bei sich, mein Herr?"

„Ja, sehen Sie, hier ist es . . . ich unterhielt mich damit, einige Fragmente daraus zu lesen . . . zwei Blätter sind verloren gegangen; allein das ist kein großes Unglück, man setzt dafür ein, was Einem in den Sinn kommt."

Der junge Mann nimmt sein mißhandeltes Manuscript, steckt es in die Tasche, verbeugt sich und sagt:

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie belästigt habe; allein ich halte mich nicht für würdig, mit Ihnen zu arbeiten."

„Ah, so ist die Sache!“ ruft der Gelehrte ihm nach; „unterstehe Dich nur, Etwas unternehmen zu wollen; ich zermalme Dich in meinem Journal... wenn ich einmal daran arbeite.“

Es gibt unter den Winkelliteraten solche, die Einiges arbeiten oder wenigstens zu arbeiten glauben, was für sie ganz dasselbe ist. Ist es einem solchen vermöge seines Schwadronirens gelungen, einen jungen Autor zu finden, welcher in der Hoffnung, an ihm einen tüchtigen Mitarbeiter zu haben, ihm sein Manuscript anvertraut, so schließt er sich zu Hause ein, liest das Stück, welchem er das Siegel seines Genies aufdrücken soll, mehrmals durch und zermartert sein Gehirn, um neue Situationen, unerwartete Veränderungen und einige Effekt machende Wendungen zu ersinnen.

Zum Unglück oder vielmehr zum Glück gehört zu einem wahren Schriftsteller, daß er von Oben die geheime Weihe empfangen hat, und bringt einer das Talent, Theaterstücke zu dichten, nicht mit auf die Welt, so hilft alles Reiben an der Stirne und alles Kratzen hinter den Ohren Nichts... er findet Nichts.

Boileau sagt:

„Werde lieber ein Maurer, wenn Du dazu Anlage hast.“

Allein die meisten dieser literarischen Contrebandiers haben Boileau nicht einmal gelesen.

Nachdem er das ihm anvertraute Manuscript einen Monat oder manchmal noch länger behalten hat, schreibt unser Ehrenmann endlich seinem Mitarbeiter:

„Mein werthester Meister . . .“ Meister ist seit einiger Zeit der Titel, den dramatische Schriftsteller und Gelehrte einander in ihren Briefen geben. Früher bedienten sich bloß Advokaten und Hofbeamte dieses Ausdruckes; gegenwärtig ist derselbe in der literarischen Welt ganz allgemein geworden: wer diesen Titel erhält, fühlt sich geschmeichelt, und Keiner nimmt Anstand, denselben Anderen zu geben, weil Jeder sicher ist, ihn bei der ersten besten Gelegenheit selbst wieder zu erhalten. Es ist indeß natürlich, daß das Wort nichts mehr bedeuten will; es verhält sich damit ebenso wie mit allen Höflichkeitsbezeugungen, die ohne Maß und Ziel verschwendet werden: sie verlieren um so mehr an Werth, je zahlreicher sie werden.

Unser Mann schreibt also an den angehenden Dramatiker:

„Mein werthester Meister, ich bin fertig mit unserm Stücke... das war eine Arbeit! Es gab viel zu ändern, Vieles auszumerzen... es mußten viele neue Situationen erdacht, vieles Gefährliche gestrichen werden. Endlich glaube ich aus dem Werke etwas Ordentliches gemacht zu haben. Kommen Sie morgen früh zu mir; da lesen wir dann das Stück zusammen, suchen hernach einen Direktor auf, und ich hoffe, es werde sich Alles machen.“

Wie der Verfasser des Manuscriptes diese Zuschrift erhält, fühlt er sich durch die Anrede: „Mein werthester Meister“ nicht wenig geschmeichelt, und zwar um so mehr, als er noch nichts geleistet hat

und es sich nicht hätte träumen lassen, schon als Meister behandelt zu werden. Es gibt freilich Leute, welche das für Spott ansehen würden, allein man muß von Allem das Beste glauben, und der junge Neophyt ist entzückt. Er macht eine Art Toilette und kleidet sich ganz schwarz an. Schwarz ist die Leibfarbe derer, welche sich in der literarischen Welt einen Namen zu machen wünschen; solche, die schon bekannt sind, kümmern sich nicht um die Farbe ihrer Kleider.

Nachdem er seine Toilette beendigt, begibt der junge Mann sich eiligst zu seinem berühmten Collegen. Nach den gewöhnlichen Complimenten, die aber dieses Mal etwas länger dauern als sonst, weil der angehende Autor nichts schuldig bleiben will, kommt man endlich zur Hauptsache, nämlich dem Vorlesen des Stückes. Der Mäcenas dehnt sich behaglich in einem Lehnstuhle und will, nachdem er sich zuvor mehrmals geräuspert hat, damit seine Stimme ihre volle Reinheit bekommen soll, mit dem Vorlesen des Stückes beginnen... plötzlich jedoch hält er inne und sagt:

„Vor Allem, mein lieber Freund, muß ich Ihnen sagen, daß ich den Titel unseres Drama's geändert habe."

„Ah, Sie fanden ihn also schlecht?"

„Nicht gerade schlecht, allein wenn man einen gelungenern finden kann, so muß man zugreifen... Sie müssen wissen, mein lieber Freund, daß ein guter Titel bereits die Hälfte, ja zwei Drittel des Erfolges sichert."

„Ich zweifle gar nicht daran, daß es sich so verhält, besonders wenn das Stück leistet, was der Titel verspricht.“

„Es handelt sich nicht um's Leisten... man leistet, was man kann! Das Versprechen ist die Hauptsache. Allein ein origineller Titel ist ein Glücksfund. Ja, ich kenne Literaten, talentvolle Schriftsteller, die fast nichts Anderes thun, als daß sie Titel ersinnen; haben sie einen gefunden, so geben sie ihn einem andern Schriftsteller, der für die Bühne schreibt, und dieser macht dann das, was man den Körper des Stücks nennen könnte. Ein Dritter revidirt das Scenario und erfindet aufregende Situationen; ein Vierter bringt Geist und Leben in das Ganze; braucht man auch etwas Lustiges, so geht man zu einem Fünften; allein das ist gewöhnlich nicht nöthig. So ist also ein Stück fertig und ein Autor streicht sein Viertel ein dafür, daß er einen Titel geliefert hat.“

„Das ist aber viel, wenn vier Schriftsteller an einem Stücke arbeiten!“

„Manchmal sogar ihrer fünf, sechs... es sollte mich gar nicht wundern, wenn sich eine ganze Gesellschaft bilden würde, die Theaterstücke verfertigte.“

„Kommen wir an unser Geschäft. Mein Stück hieß: Die Schäferin vom Walde; ich glaubte, der Titel sei doch ziemlich hübsch.“

„Möchte wohl angehen, allein der, den ich gefunden habe, ist viel origineller, viel pikanter! Ich nenne unser Stück: Der Wald der Schäferin. He! was sagen Sie dazu!“

„Das ist der umgekehrte Titel."

„Ja, umgekehrt! Aber welcher Unterschied, welche ungeheure Veränderung in dem Umkehren dieser Worte... der Wald der Schäferin!... Das verspricht eine Menge Dinge, auf die Jedermann begierig ist."

„Eigentlich verspricht das so viel als... Nun, wollen Sie anfangen, ich höre."

Der junge Autor ist nichts weniger als entzückt über die Veränderung von dem Titel seines Stückes. Sein Mäcenas nimmt das Manuscript wieder zur Hand und liest:

„Personen: Graf Arnold von Montournal... Sie hatten einfach gesagt: der Graf von Montournal; ich setzte Arnold hinzu, das ist viel besser... es verleiht der Person mehr Adel. Ich fahre fort: Der Baron d'Apremont... bei Ihnen hieß er d'Apreville... ich fand, daß ein Name, der auf ville endigt, für einen Verräther zu sanft laute, während das mont schnarrend volltönig ist... es hat mehr Widerklang im Ohre. Ich bin sehr erfreut, Apremont gefunden zu haben; es fiel mir einmal Abends bei einer Parthie Whist ein. Nun weiter: Adèle Dorgeville... bei Ihnen hieß es: Adèle Dorgemont. Dieses mont ist zu hart für ein Frauenzimmer, und besonders für eine Liebhaberin... die Liebhaberinnen auf dem Theater sind selten hart... Dorgeville, das ist viel fließender, viel sanfter. Bernard, Schloßvogt; Sie hatten Dubois... Dubois ist zu gemein... Dubois

findet man in allen alten Schauspielen; das ist ein verbrauchter Name, während Bernard nur äußerst wenig in Anwendung gebracht wird. Allain, Gärtner, dieses ist der Name, den Sie ihm gaben, ich habe nichts daran geändert... Allain lautet nicht übel... lassen wir Allain. Weiter: Fanchonette, Schäferin. Ah, hier muß ich Sie auf eine bedeutende Veränderung aufmerksam machen: es hieß bloß Fanchette, nun aber heißt es Fanchonette! Das war von großer Wichtigkeit für unsere Hauptperson; eine Sylbe mehr ist etwas Wesentliches. So, nun haben wir alle unsere Personen. Sie hatten ferner noch zwei Diener im Schlosse, ich setzte dafür vier... meiner Treu', dachte ich, vier Bediente machen offenbar mehr Effekt als zwei, und das wird sich auf der Bühne besser ausnehmen."

Der junge Autor verzieht das Gesicht ein wenig, wie er die Veränderungen an den Namen seiner Personen hört; der Andere trocknet sich den Schweiß von der Stirne ab und beginnt endlich mit dem Vorlesen des Stückes selbst.

Die drei ersten Scenen sind ganz dieselben, wie der ursprüngliche Verfasser sie geschrieben; allein bei der vierten hält der Vorlesende inne und sagt:

„Hier habe ich eine Abänderung vorgenommen. Bei Ihnen hieß es: Der Baron geht rechts ab, dafür setzte ich: Der Baron geht links ab! Dieses macht sich viel besser, weil wir zur Rechten einen Baum haben, an welchem der Baron bei hastigem Abtreten hätte anrennen können, während,

wenn er links abgeht, dieses nicht zu befürchten steht. Ferner: die Klage Fanchonettens endigt bei Ihnen mit den Worten: Ach, wie grausam ist es, ohne Hoffnung auf Wiedervereinigung zu lieben! Dafür sagte ich: O, ohne Hoffnung auf Wiedervereinigung ist die Liebe etwas äußerst Qualvolles!... Derselbe Gedanke, allein besser gegeben. Weiter unten lassen Sie Allain, unsere komische Person, sagen: Die Frauen gleichen den Haselnüssen; um eine gute zu bekommen, muß man ihrer mehrere nehmen. Dieses, mein lieber Collega, hätte die Censur nicht passiren lassen. Die Frauen mit Haselnüssen zu vergleichen, das war etwas zu gewagt!... Ich setzte dafür: Es gibt gute Frauen, aber es gibt auch gute Haselnüsse. He, nicht wahr, das ist nobel? und ich glaube schwerlich, daß die Censur daran etwas streichen wird."

„Aber ich meine, dieses gebe meinen Sinn nicht wieder."

„Es gibt zwei... desto besser. Ich fahre fort."

Der junge Autor schweigt geduldig und hört zu. Gegen das Ende eines Aktes merkt er, daß eine ganze Scene fehlt und ruft:

„Wo ist denn die Scene hingekommen, worin meine Schäferin eine Liebeserklärung erhielt?... Sie haben dieselbe wohl übergangen?"

„Nein, mein Lieber, sondern ich habe sie ausgelassen."

„Ausgelassen! Und warum?... Das ist ja gerade der Knoten des Stückes!"

„Recht; wenn man den Knoten entzwei schneidet, so entwickelt sich das Ganze desto leichter. Ueberdieß sind Liebeserklärungen etwas ganz Gemeines; dieselben kommen in allen Theaterstücken vor.“

„Aber was haben Sie denn dafür gesetzt?“

„O, seien Sie ganz ruhig! Wie die Schäferin in den Wald geht, lasse ich den Grafen ihr folgen; er sagt vor sich hin, jedoch so, daß das Publikum ihn verstehen kann: Fanchonette geht in den Wald, ich will ihr folgen und ihr ein Wörtchen sagen. Wie? Ich hoffe, daß damit Alles und zugleich Nichts gesagt ist, was den großen Vorzug hat, daß die Theilnahme dabei gespannt bleibt.“

Der arme Debütant schweigt immer noch. Darauf war er nicht gefaßt. Der Vorlesende fährt fort. Die Abänderungen, die er in dem letzten Theile des Stückes getroffen, haben eben so viel zu bedeuten als die früheren. So sagte er an einer Stelle: „Ich hasse Euch tödtlich!“ statt: „Ich verabscheue Euch“ u. s. f.

Und zu dieser Arbeit, auf die er sich nicht wenig einbildet, brauchte er einen ganzen Monat. Nachdem er mit dem Vorlesen zu Ende ist, erwartet er Lobsprüche und Dankbezeugungen von Seiten seines jungen Collegen; allein dieser beobachtet ein düsteres Schweigen. Indeß faßt er sich wieder und sagt bei sich:

„Nun, wenn er es nur so weit bringt, daß das Stück gegeben wird, das ist die Hauptsache, und er hat ja gesagt, es werde sich Alles von selbst machen.“

Unser Ehrenmann vermißt sich hoch und theuer, in Kurzem zu einer Leseprobe zugelassen zu werden. Er steht mit allen Direktoren, mit allen bekannten Schauspielern und literarischen Celebritäten in Verbindung. Es vergehen drei Monate; jede Woche geht der Autor zu seinem Collegen und fragt:

„Nun, unsere Leseprobe?"

„Dieser Tage... die nächste Woche... es kann gar nicht fehlen. Alle sagten mir, sie seien gegenwärtig mit Leseproben überhäuft, werden uns aber vor den Anderen annehmen. Nur ein wenig Geduld; ich werde es Ihnen dann schreiben."

Endlich wird es Ernst mit der Leseprobe. Der große Tag ist gekommen; der junge Mann stellt sich bei seinem Mäcenas ein, zu dem er auf's Neue vollkommenes Zutrauen faßt, weil derselbe ein unerschütterliches Vertrauen zeigt und immer wiederholt:

„Die Sache ist abgemacht. Das Stück wird vorneweg angenommen; Alles macht sich von selbst. Ich werde es selber vorlesen."

Der junge Mann, dem die Art und Weise, wie sein Mitarbeiter ihm das Stück vorgelesen, durchaus nicht gefallen hat, entgegnet schüchtern:

„Wenn es Ihnen angenehm wäre, so könnte ich es ja lesen... ich traue mir Stärke genug zu."

„Sie! O, das wäre nicht übel... Sie, die Sie es nicht gewöhnt sind, vor Direktoren zu lesen! Bedenken Sie das wohl. Es braucht keine Kraft, um ein Stück zu lesen: dazu gehört Kaltblütigkeit; mit

einem Worte, man muß seine Kräfte schonen. Ueberlassen Sie nur mir die Sache."

Man begibt sich zum Direktor. Der Mäcenas stellt seinen jungen Collegen als einen Debütanten vor, dessen Versuche er unterstützen wolle. Dieser macht eine linkische Verbeugung; er ist so aufgeregt, sein Herz schlägt so gewaltig, daß er nicht sprechen kann. Endlich beginnt die Probe. Der Vorleser trägt das Stück ganz erbärmlich vor; er schont seine Kräfte dermaßen, daß sie gar nicht bemerklich werden, allein der junge Autor hofft, seinen Collegen nicht recht verstanden und falsch beurtheilt zu haben.

Nach beendigter Leseprobe gibt das Resultat sich allerdings von selbst: das Stück wird einstimmig refüsirt. Der junge Mann geräth in Bestürzung und macht sich traurige Gedanken über seine literarische Verbindung. Der Andere gebärdet sich wie ein Rasender, bricht in Schmähungen gegen den Direktor und sein Theater aus und ruft:

„Ein Stück wie dieses refüsiren!... Ja, und ich verschwendete daran den Geist mit vollen Händen! Esel sind sie! Dieses Theater kann und wird nie gedeihen. Ich weiß bestimmt, daß unser Stück anderswo gerne angenommen wird; allein es ist schon unangenehm, sich nur umsonst mit dem Vorlesen bemüht zu haben."

„Sie glauben, es werde anderswo angenommen werden?" fragt der junge Mann mit einem Seufzer.

„Parbleu! Können Sie daran zweifeln?"

Und in dem Zeitraum von zwei Jahren liest der

Winkelliterat sein Stück sechsmal vor. Dasselbe wird überall refüsirt und der junge Mann entschließt sich endlich, nicht mehr an seine Arbeit zu denken. Er überläßt sie seinem Collegen, der nach einigen Monaten dieselbe mit einem andern Titel bei einem der unbedeutendsten Theater anbringt und sich allein die Autorschaft anmaßt.

Sodann gibt es noch andere Winkelliteraten, die in der That arbeiten und sogar viel arbeiten, die, obwohl sie nie etwas Ordentliches zu Stande bringen, die leidige Gewohnheit haben, Alles schlecht zu finden, was ein Anderer gemacht hat, und die an einem Stücke, welches man ihnen bringt, Alles ändern zu müssen glauben. Bringt man ihnen ein Stück mit dem Titel: Hero und Leander, so machen sie daraus die Abenteuer Telemachs u. s. f.

Die vierte Art von Winkelliteraten endlich bilden solche, die auf Kaperei ausgehen. Ein solcher ist unaufhörlich in Bewegung, kommt an einem Tage in vier, fünf, sechs Theater; Abends ist er in allen. Er wohnt allen Proben, Vorstellungen, Diskussionen bei; man findet ihn immer im Cabinet des Direktors, in der Loge des ersten Schauspielers, bald hinter den Coulissen, bald im Saale. Dieser Mensch ist überall, und überall schreit er über Ungerechtigkeit: er verlangt Lese- und Spielproben; er geht von Einem zum Andern und agitirt ohne Unterlaß. Zeigt der Direktor sich, so läuft er auf ihn zu, faßt ihn ab, nimmt ihn am Arme, zieht ihn in eine Ecke,

wo er ihn so lange als möglich aufzuhalten sucht, wobei er leise redet und sich ein geheimnißvolles Ansehen gibt, damit man glauben soll, er habe eine bedeutende dramatische Arbeit im Werke.

Man kann sich denken, daß in Paris, wo das Theater so zu sagen beinahe ein Handelsgegenstand geworden, die Winkelliteraten gleich dem Unkraut wuchern. Unter allen möchten wir einem literarischen Debütanten noch am ehesten zu den Letztgenannten rathen, denn da hat er doch einige Hoffnung, daß sein Stück zur Aufführung kommen werde.

Wir haben uns über dieses Kapitel eines Breiteren ausgelassen, weil Paris die große Fabrik aller Theaterstücke ist, die nachher in anderen Städten Frankreichs aufgeführt werden, und weil gegenwärtig in der Hauptstadt Jeder sich zum Schreiben berufen und befähigt glaubt.

Die elysäischen Felder.

Ein reizender Spaziergang, welcher sich vom Concordienplatz an beinahe bis zur Barrière de l'Etoile erstreckt. Zwar darf man nur die Seite längs der Vorstadt du Boule elysäische Felder nennen: der Theil längs der Seine hin ist der Cours la Reine, allein man kann jetzt wohl füglich beide Seiten mit einem und demselben Namen bezeichnen. Im Jahre 1670 waren die elysäischen Felder noch mit Häusern besetzt, obwohl man schon damals anfing, Bäume zu pflanzen. Dieser neue Spaziergang erhielt den Namen Grand-Cours, nicht zu verwechseln mit dem Cours la Reine. Seitdem erneuerte man häufig die Bepflanzungen. Heutzutage sind die Bäume der elysäischen Felder groß, stark, dicht belaubt; ihr Schatten schützt die zahlreichen Spaziergänger, welche sich unter ihrem Laube versammeln, vor der Sonnenhitze. Die elysäischen Felder sind der einzige ländliche Spazierweg, welchen die Pariser in ihrer Stadt erhalten haben, aus welcher alle Bäume verschwinden, um den Steinen und Bruchsteinen Platz zu machen. Die elysäischen Felder sind ungefähr 400 Toisen lang (eine Toise ist ein

Maß von 6 Schuhen); Ihr sehet, daß es da zum Spazierengehen Raum gibt. Auch kommen die Bewohner der großen Stadt oft in die elysäischen Felder, um sich daselbst gemächlich von der Unruhe der Geschäfte zu erholen. Die Promenade ist heutigen Tages für die Pariser das, was für ihre Vorfahren der Pré aux Clercs gewesen. Dieser umfaßte den Platz, wo sich gegenwärtig die Straßen Jacob, de Verneuil, de l'Université, des Saint-Pères, des Petits Augustins ꝛc. befinden: ehedem eine ungeheuer große Wiese, durch den Kanal der sogenannten kleinen Seine in zwei Theile geschnitten, vom Fluß bis zu den dadurch angefüllten Gräben der Abtei Saint-Germain des Prés reichend. Die Schüler die Universität belustigten sich daselbst gewöhnlich an Feiertagen, wie es gegenwärtig noch auf den elysäischen Feldern von Seiten der Studirenden der Fall ist. Der Pré aux Clercs diente auch als Zusammenkunftsort bei Duellen; dagegen sind unsere elysäischen Felder friedlicher: man schlägt sich selten unter ihren Bäumen; die Raffinirten unserer Zeit bemühen sich vielmehr in das Boulogner-Wäldchen, wenn sie einen Streit zu schlichten haben. Man kann sich schwerlich einen Begriff von allem Dem machen, was man gegenwärtig auf den elysäischen Feldern an Spielen, Erheiterungen, Erholungen und Vergnügungen jeder Art vereinigt findet. Zunächst mangelt es hier nicht an Restaurateuren; der Restaurateur ist an allen Vereinigungspunkten unentbehrlich, er ist gleichsam die S–

einer Ergötzlichkeit, welche sich fast immer bei ihm endigt. Die Traiteurs der elysäischen Felder besitzen kleine Gärten, kleine mit Grün umgebene Zimmerchen: dieß Alles gewährt einen halb ländlichen Anblick, wobei man sich auf dem Dorfe glaubt, obschon man eben so theuer zahlt als im Innern der Stadt und oft noch theurer. Es gibt sofort Kaffeehäuser, gerade nicht glänzend und vergoldet wie die in der Stadt, aber man kann sich in ihnen erholen, plaudern, bei der Kälte sich erquicken. Ein prachtvoller Saal für Reiterkünste ist erst kürzlich in den elysäischen Feldern erbaut worden; er verdient, daß wir ihm einen besondern Artikel widmen. Indessen müssen wir jetzt schon bemerken, daß der gegenwärtige Cirkus während der schönen Jahreszeit die Menge unaufhörlich in diesen Theil der elysäischen Felder lockt. Laßt uns vorerst einen Augenblick unter diesen Bäumen spazieren gehen. Hier zeigt ein Mann die Zauberlaterne: für einen Sou weist er das interessante Stück. Die Kindsjungfern, die Kinder, die Straßenjungen, die Soldaten drängen sich herzu, um dieses Stück zu sehen; man schließt sie unter einem blauen Vorhang ein, wo sie stark gegen einander gepreßt sind. Das hindert sie jedoch in ihrem Vergnügen nicht, wie aus den Freuderufen, aus dem Geschrei des Entsetzens und einer Menge anderer Schreie zu erkennen ist, die unter dem Vorhange hervordringen. Glücklich, wer um einen Sou so großes Vergnügen genießt! Es ist doch etwas sehr Schönes um das

interessante Stück! Unsere Theater führen es uns selten auf. Nächst der Zauberlaterne bemerkt man einen Taschenspieler oder Gaukler: die elysäischen Felder erdröhnen von Marktschreiern und Bankspielern, weßhalb man aber doch noch genug auf den Straßen von Paris trifft. Dort läuft ein Hanswurst auf dem Kopf; hier trägt eine Frau einen Stuhl auf der Brust, worauf ein Mann sitzt, der noch einen kleinen Knaben in den Armen hält und dieser ein Kaninchen an den Ohren: wie überraschend, wie wunderbar, wie bestürzend! Hier verschluckt Einer Dolche; dort spielt ein Anderer mit einer Stange von rothem Eisen, wie wenn er einen Veilchenstrauß in Händen hielte: das Alles nun ist mit Musik begleitet, und welche Musik! Eine große Trommel, eine kleine Trommel, Cymbeln, Glocken, Clarinetten, Jagdhörner, Triangel! Wenn Euch davon das Gehör nicht vergeht, so könnt Ihr Etwas aushalten und ohne Gefahr den Kraftübungen in Vincennes anwohnen. Vielleicht aber habt Ihr an dieser Musik keinen Gefallen, vielleicht ergötzt Ihr Euch nicht sehr am Anblick eines Weibes, das zweihundert Pfund an Gewicht auf seinem Magen trägt. Ihr begehret lieblichere Gemälde; gehen wir daher vorwärts. Nach allen Seiten spielen, laufen, verstecken sich und werfen sich Kinder mit Bällen oder üben sich im Federball, während ihre Wärterin, die etwas weiterhin an einem Baum sitzt, die Augen niedergeschlagen, den Erzählungen eines jungen Soldaten zuhört, welcher nothwendig ihr Landsmann sein

muß. Die Kindsmagd liebt die Uniform sehr; der Kriegsmann ist für ihr Herz überaus gefährlich und der Spaziergang auf den elysäischen Feldern ihrem Gefühle in hohem Grade zusagend. Es wird Euch vielleicht lästig sein, wenn die Bälle und die kleinen Steckenpferde der spielenden Kinder Euch an die Füße stoßen; daher gehet weiter und sehet große, ja alte Kinder spielen, denn die Liebhaber von Kugeln oder Kegeln stehen nicht Alle in der ersten Jugend. Das Kegelspiel wird in den elysäischen Feldern sehr stark betrieben: es üben sich da die großen Spieler; man macht hübsche Parthien, und viele Rentner, Müßiggänger und Invaliden bringen ihren Tag auf den elysäischen Feldern mit dem Anblick des Kegelspiels hin. Man übt sich auch im Ballen. Nehmet Euch in Acht, ihr unvorsichtigen Spaziergänger, die Ihr diesen dicken Ballen mit weißem Leder nicht beachtet, welcher mit der Schnelligkeit einer Bombe die Lüfte durchzieht. Der Spieler, der einen schönen Wurf thun sieht, läuft ganz im Schweiß an Eurer Seite vorbei... stellet Euch auf die Seite, es ist hohe Zeit; wo nicht, desto schlimmer für Euch: der junge Mann in Hemdärmeln hat sich gegen Euch geworfen und Euch hart zurückgestoßen, um den Ballen, welcher gerade über Euerm Haupte daherkam, zu erlangen und wieder aufzuwerfen. Wofern Ihr nicht auf diesen gewaltigen Stoß aufmerksam achtet, verliert Ihr das Gleichgewicht und sinkt auf den Rasen. Jedermann lacht über Euern Fall und ich rathe Euch, es ebenso zu machen, denn

der Spieler war in seinem Recht und Eure Klagen würden übel aufgenommen werden.

Einige Liebhaber wählen auch die Carrés der elysäischen Felder, um Ballspiele zu machen. Das enge Ballnetz treibt den Ball mit Heftigkeit zurück, er hüpft in die Luft, so daß Ihr ihn fast aus dem Gesichte verliert. Aber gebet Acht, wenn Ihr an der Seite der Ballspieler hinschreitet, so kann Euch da ein ähnliches Abenteuer begegnen wie beim Ballenspiel; zwar wird man Euch hier nicht zur Erde werfen, aber vom Rackett könnt Ihr einen Stoß an die Nase bekommen, der noch viel gefährlicher ist. Wenn Ihr weiter fortgeht, so könnt Ihr Ringspiele, russische Schaukeln, Marionettentheater, Kegelspiele, Schüler, die Kämmerchen spielen, sehen; nehmet Euch immer in Acht. Der Schüler, welcher im Begriffe steht, das Kämmerchenspiel zu machen, achtet auf Nichts; er wird sich rücksichtslos auf den Spaziergänger werfen, welcher sich auf seinem Wege befindet, und dann könnt Ihr gar wohl auf den Rasen stürzen, ohne daß man Euch nur zugerufen hätte: vorgeseh'n! Allein das sind Jünglinge, welche sich belustigen; traun! Ihr werdet Euch ganz umsonst ärgern. So findet Ihr vielleicht, daß dieser Spazierweg der elysäischen Felder, welchen ich Euch so anziehend beschreibe, jeden Augenblick Gefahren darbietet, denen Ihr Euch nicht aussetzen möget. Seid versichert, in diesen ungeheuern Alleen, in diesen grünen Carrés gibt es noch eine Menge Raum, wo Ihr nach Behagen, ohne Angst vor den Ballonen

vor den Rackettenstößen und Ballenspielern spazieren gehen könnt.

Liebt Ihr die Einsamkeit, so richtet Euch nach der Allee des Veuves: dort, sagt man, seien die Zusammenkünfte der Liebenden. Ihr werdet da auch einen Traiteur finden und überdieß einen Ball, wo Ihr Euere Schönen hüpfen lassen könnt, wenn sie nicht durch den lustigen Tanz, den sogenannten Cancan, abgeschreckt worden.

Wenn Ihr nun endlich vom Spaziergange müde seid, wenn Ihr Alle diese Spiele genugsam beobachtet, diese reizenden Gebäude in der Nähe der Barrière, die herrlichen Landhäuser, theilweise von reichen Banquiers, Fremden und reisenden Pferdehändlern bewohnt, gehörig bewundert habt, so geht Ihr die elysäischen Felder wieder gegen die Stadt zu hinab, da werdet Ihr Stühle finden, worauf sich die Spaziergänger erholen und wo Ihr, ohne Euch zu ermüden, ringsum die spazierengehenden Personen betrachten, Equipagen und Reiter beobachten könnt, welche sich in den Wald begeben. Dieser Eingang in die Stadt durch die Barrière de l'Etoile ist wunderschön: eine prächtige, vollkommen gut unterhaltene Straße; glänzende Equipagen, worin sich holde, geputzte Damen befinden; Reiter, die mit Geschmack auf ihren stolzen Rossen sitzen und mit ihnen rasche Wendungen zu machen wissen; elegant und kokett gebaute Häuser; Spaziergänger, die mit Lust auf der Straße auf- und abgehen; endlich die elysäischen Felder mit ihrem ganzen Zauber, dem Concordien-

platz mit seinem Obelisken, seinen viereckigen Pfeilern, seinen Springbrunnen, seinen vergoldeten Laternen: welche Augenweide! Welche Idee muß Derjenige von Paris bekommen, welcher, wenn er das erste Mal in die große Stadt kommt, durch diese Barrière eintritt!

Sicherlich würde er nicht dieselben Gedanken haben, wenn er, statt durch die elysäischen Felder, durch die Barrière de la Chopinette oder durch die Barrière des Rats nach Paris hinein käme.

Die Haarhändler.

Heutzutage, wo in Paris Alles auf's Höchste getrieben wird, nennt sich kein Perruquier und Friseur mehr wie früher: sie sind jetzt Haarhändler, handeln mit Toupets, Kämmen, Flechten, Coiffüren, Perrücken; kurz, sie kaufen und verkaufen Haare. Diese sind in Paris sehr theuer, weil es nur Wenige gibt, die schöne Haare haben, und Jedermann durch Kunst zu ersetzen sucht, was die Natur ihm versagt hat.

Hat Jemand ein hübsches Töchterchen, dessen Haare lang, dicht und von angenehmer Farbe sind, so rathe ich ihm, sich ja nicht mit seinem Kinde in ein Getümmel zu begeben oder wenigstens sehr auf seiner Hut zu sein; denn es kam schon häufig der Fall vor, daß ein Mädchen, dessen Haarflechten allgemeine Bewunderung erregten, nach einem Spaziergange mit abgeschnittenen Haaren nach Hause kam. Ein gewandter Gauner hatte die schönen blonden oder braunen Haare des Kindes bewundert und mittlerweile vermöge eines leichten Schnittes mit einer Scheere dem Mädchen seine Flechten abgeschnitten, ohne daß weder dieses noch sein Begleiter Etwas davon merkten.

Kommen wir jedoch auf die Haarhändler zurück. Ein Coiffeur muß in Paris die herrlichsten Geschäfte machen, denn man kann diese Herren niemals haben: immer sind sie an zwanzig Orte zumal versagt. Man reißt sich um sie, kein Mensch ist gesuchter als ein Friseur, und Derjenige, welcher einen Namen hat, ist Künstler, wahrer Künstler, dessen Talent goldene Früchte trägt. Ein solcher frisirt aber auch nicht Jedermann: es gibt unter den Friseurs Aristokraten, von denen Keiner seinen Kamm an dem Kopfe einer Krämers- oder Bürgersfrau entehren möchte. Es wäre vergeblich, ihm zu sagen, man wolle ihm bezahlen, was er nur verlange; der Haarkünstler, welcher bloß Herzoginnen, Marquisen und Gräfinnen frisirt, kräuselt und auftapirt, antwortet mit einem verächtlichen Lächeln:

„Solche Leute frisire ich nicht! Wenn man täglich die Köpfe der vornehmsten Damen in ganz Paris unter den Händen hat, so kann man sich nicht mit einer Gewürzkrämerin abgeben ... und wenn man mir eine Million böte, ich würde kein Eisen für sie heiß machen.“

Sodann haben wir einen Theaterfriseur, der bloß Künstler bedient. Dieser ist Abends an zwei bis drei Theatern beschäftigt; er weiß alle Neuigkeiten und Intriguen, die hinter den Coulissen vorkommen; er kennt den Liebhaber der Demoiselle B*** und den Protektor der Demoiselle G***; er weiß, warum die schöne Tänzerin bei der Opera im letzten Ballet nicht auftrat und wer der Herr ist, welcher

ihrer Mutter einen Muff geschenkt hat. Der Theaterfriseur weiß immer Etwas zu erzählen; er ist sehr unterhaltend für Leute, die keine pressanten Geschäfte haben, denn wenn man ihn in Zug bringt, so braucht er oft zwei Stunden zum Frisiren. Man kann ihn mit der ernsthaftesten Miene von der Welt behaupten hören:

„Ohne mich wäre das letzte Stück in der Opera durchgefallen ... vollkommen durchgefallen.“

„Wie so?“

„Ei, das sollen Sie sogleich hören. Der erste Akt war nicht gut aufgenommen worden; der zweite begann äußerst schlecht, als auf einmal die Prima Donna auftrat, die ich frisirt hatte. Da hätten Sie das donnernde Beifallsgeschrei hören sollen: sie war so schön frisirt! Der ganze Saal war entzückt; man vergaß die Fehler des Stücks, um den Kopfputz der schönen Actrice zu bewundern. Das Publikum war wie bezaubert; wie sollte man aber auch zischen, wenn man solche Haare sieht! Das Stück ging besser; aber ich glaube, daß ich, ohne Eitelkeit, mir den größten Theil an dem glücklichen Erfolge zuschreiben darf.“

Die Haarhändler haben sehr elegante Läden. An den Fenstern stehen weibliche Büsten von Wachs, die vollkommen nackt sind und außer dem Haarputze den Neugierigen noch eine Menge anderer Dinge zeigen. Die Figuren drehen sich vermöge einer mechanischen Vorrichtung unaufhörlich, so daß man sie von allen Seiten betrachten und sehen kann, ob der Kopfputz

hinten eben so gut ist wie vorne. Steigt man nun aber gar in den ersten Stock hinauf, so findet man dort Salons, die mit dem größten Luxus eingerichtet sind. Der Salon eines Haarhändlers ist fast eben so comfortabel als der eines Zahnarztes, jedenfalls aber unterhaltender.

Du begibst Dich mit einem Freunde, der sich zu einem Diner frisiren lassen will, zu einem Friseur. Da Du bloß noch einige wenige Haare hast, so meinst Du das Frisiren ersparen zu können, wirfst Dich in einen Divan und nimmst ein Journal zur Hand. Da nähert sich Dir der Künstler und fragt mit dem süßesten Lächeln:

„Will der Herr sich nicht frisiren lassen?"

„Ich? Wie sollte ich mich frisiren lassen? Ich habe ja bloß noch ein Paar Haare."

„O, verzeihen Sie, mein Herr, Sie haben noch Haare genug."

„Ja, vierzehn bis fünfzehn ungefähr."

„Ich stehe Ihnen dafür, mein Herr, Sie haben ihrer mehr, als Sie glauben. Wir wissen das zu behandeln; ich gebe Ihnen die Versicherung, daß man Sie sehr gut frisiren kann. Will der Herr mir seinen Kopf anvertrauen, so wird es Sie nicht reuen; ich werde Ihnen einen Scheitel machen und die Haare nach der allerneuesten Mode kräuseln."

Du bist neugierig, wie der Mann es angreifen will, Deinen Kahlkopf zu frisiren, und überläßest denselben dem Künstler, der Wunder schaffen soll. Dieser bietet Dir einen prachtvollen Sessel an, nimmt

einen schneeweißen Kamm zur Hand und fängt an, auf Deinem Kopfe zu arbeiten; er kämmt Dich mit einer Art von Wuth und man könnte fast glauben, er wolle Deine Haare zum Schäumen bringen wie ein geschlagenes Ei. Er legt acht auf das linke, sechs auf das rechte Ohr, pomadisirt, frisirt und brennt jedes einzelne. Endlich ist das Wunder geschehen: Du bist frisirt. Begierig, Dich zu sehen, läufst Du nach dem Spiegel und findest Dich viel häßlicher denn zuvor; allein der Künstler schreit Dir in die Ohren:

„Ich hoffe, der Herr wird zufrieden sein und mich ferner beehren.“

Es gibt in Paris Friseurs, die so in ihr Gewerbe vernarrt sind, daß sie dasselbe für das allerunentbehrlichste halten. Ein solcher Künstler ist lebhaft überzeugt, Alles stehe mit den Haaren im Zusammenhang und sie seien es, welche Revolutionen und den Ruin ganzer Reiche herbeiführen. Spricht man in seiner Gegenwart von Napoleon, so kann er ausrufen:

„Ei, hätte er nur den Zöpfen nicht den Krieg erklärt, so wäre er noch am Ruder!“

Beklagt sich Jemand über Stocken des Verkehrs, so sagt er:

„Wie sollte es auch gut gehen können? ... Ein Viertheil Leute ist nicht frisirt!“

Läßt Einer ein Wort fallen, woraus zu schließen ist, daß Derselbe sich über die Untreue seiner Geliebten zu beklagen habe, so ruft der Friseur auch ihm zu:

„Ha, mein Herr, wie wollen Sie verlangen, daß die Frauenzimmer treu sein sollen? Sie tragen keinen Puder mehr und die Haare glatt ... auf diese Weise kann ihr Kopfputz ungemein viel ertragen, ohne daß man Etwas davon merkt.“

Die Friseurs in Paris halten sich also für unentbehrliche Leute; der größte Theil der Modedamen ist derselben Ansicht. Die Damen halten äußerst viel auf eine schöne Frisur, sowohl bei sich als ihren Ehemännern.

Die Dachböden.

Es wäre wünschenswerth, daß dieselben zu nichts Anderem als zu Vorrathskammern benutzt würden, wie solche sich auf dem Boulevard Bourdon befinden, wo sonst der Garten des Arsenals war. Früher standen daselbst auch Salzmagazine, die aber in der Revolution zerstört wurden: die Franzosen mochten wohl denken, das Salz gehe ihnen niemals aus und sie haben nicht nöthig, Vorräthe davon aufzuhäufen.

Allein wir kommen hier auf eine andere Art Dachböden zu sprechen, diejenigen nämlich, wo solche Leute ein Unterkommen suchen, die nicht einmal so viel haben, um in einem Mansardenstübchen wohnen zu können. Wir finden daselbst viele, nur allzuviele Leute, denn es ist eigentlich bloß ein Platz zu Früchten und alten Geräthschaften. Allein die Hausbesitzer in Paris suchen aus jedem Winkelchen ihrer Wohnungen Nutzen zu ziehen; ohne Zweifel hätte man sogar schon Keller zu Wohnungen eingerichtet, wenn man sie entbehren könnte.

Auf den Dachböden wohnen Taglöhner, Griset-

ten, Studenten, Künstler, Poeten u. s. w.; sie sind der Aufenthaltsort von Leuten, die keine Arbeit und keinen Verdienst haben. Allein oft sieht auch ein arbeitsamer Handwerker, der eine Frau und drei bis vier Kinder zu ernähren hat, sich genöthigt, auf einem Dachboden zu wohnen, weil seine Arbeit ihm kaum so viel einträgt, um die allerunentbehrlichsten Bedürfnisse zu bestreiten.

Die Grisette wohnt bald gut, bald schlecht: ihr Schicksal ist beständigem Wechsel unterworfen. Heute logirt sie in einem hübschen Erdgeschoß, morgen verkauft sie ihre Möbel, um ihrem Liebhaber aus einer Klemme zu helfen, und richtet sich in einem Mansardenstübchen ein; einige Tage später verkauft sie Kleider, Effekten und Weißzeug, um in der Chaumière tanzen und in Prés Saint-Gervais speisen zu können. Dann sucht sie ihr Unterkommen auf einem Dachboden; allein sie ist unter dem Dache eben so heiter als im Erdgeschoß, sie singt dort eben so viel und denkt eben so oft an Liebe.

Während auf einem Dachboden eine arme Familie wohnt, die kein Brod hat; ein armer kranker Greis, der ohne Decke auf dem bloßen Boden liegt; eine Mutter, die nicht so viel hat, um die Arzneimittel bereiten zu lassen, die der Arzt ihrem kranken Kinde verordnet hat — während dessen wohnt auf dem Boden eines Nachbarhauses ein Student, der immer lacht und mit Grisetten Possen treibt; ein Künstler, der seine Freunde regalirt und an einem einzigen Abende sein Taschengeld für einen ge

Monat d'raufgehen läßt; ein Poet, der eine Tragödie dichtet, welche ihm zu Reichthum und Unsterblichkeit verhelfen soll ... dann wohnt er auf keinem Dachboden mehr. Was fragt er darnach, ob die Dachluken kümmerlich mit Papier verklebt sind und ob der Wind von allen Seiten hereindringt? Er sieht, hört und fühlt Nichts ... er deklamirt seine Verse ... eben ist er in einem Palaste zu Athen oder zu Rom ... er ist im siebenten Himmel! Und in der That, er wohnt so, daß er demselben so nahe ist als möglich.

Allein in dieser großen Stadt, wo Glück und Unglück, Freude und Leid oft unter einem und demselben Dache wohnen, hat Eigennutz doch nicht gar alle Herzen verhärtet, Wohlthätigkeit ist im Gegentheil die allgemeinste, natürlichste Eigenschaft der Pariser. Flugs gibt die Grisette ihr Tändeln auf, wenn sie hört, daß ein Nachbar in Noth ist; der Student gibt Alles her, was er hat; selbst die elegante Dame im ersten, der Stutzer im zweiten Stocke kommen eiligst zu Hülfe, wenn oben auf dem Boden Jemand ist, welcher derselben nothwendig bedarf ... immer jedoch unter einer Bedingung, daß nämlich dieses ihnen nicht zu viel Zeit wegnimmt und sie bald wieder zu Lust und Tanz zurückkehren können. Die Pariser sind Freunde von rührenden Scenen, allein lange dauern dürfen sie nicht.

Béranger sagt in einem seiner Gedichte:

„Wie glücklich ist man mit zwanzig Jahren selbst auf einem Dachboden!"

Dieser Gedanke mag allerdings sehr viel Tröstliches haben, allein es ist deßhalb nicht minder wahr, daß auch mit zwanzig Jahren ein gut geschlossenes, geschütztes und gesundes Zimmer einem Dachboden vorzuziehen ist, wo trotz aller französischen Heiterkeit Lachen nicht viel häufiger ist als Thränen.

Die Kanone des Palais-Royal.

Diese Sonnenuhr steht in dem Garten am Ende des großen Rasenvierecks neben der neuen Galerie d'Orleans. Ein Brennglas ist so über einer kleinen Kanone angebracht, daß diese um die Mittagszeit losgeht ... wenn nämlich die Sonne scheint.

Bei schönem Wetter ist der Garten des Palais-Royal immer sehr besucht. Die Spaziergänger lesen daselbst die Journale, die in zwei zu diesem Behufe eingerichteten Pavillons am Ende des Gartens miethweise zu haben sind. Auch Sitze stehen zu ihrer Verfügung; sie können zum Lesen gehen, stehen oder sitzen, nur müssen sie die Sitze bezahlen.

Gegen die Mittagsstunde hin kommen, wenn die Sonne scheint, eine Menge Leute und stehen um die Kanone herum. Da ist ein armer Teufel, der keine Uhr hat und doch gerne wissen möchte, wie viel Uhr es ist; dort ein Herr, der eine Uhr hat, sich aber überzeugen will, ob dieselbe richtig geht und sie nach der Sonnenuhr des Palais-Royal richtet, um mit Stolz sagen zu können: „Meine Uhr geht nach der Sonne." Dort kommt ein Mann vom Lande, der noch keine Kanone durch die Sonnenhitze losgehen sah und der sich vorgenommen hatte, dieses Schau-

spiel nicht zu versäumen, wenn er nach Paris käme. Indeß hat er diesen Gang schon dreimal vergeblich gemacht: das Wetter war immer ungünstig. Er hat seiner Frau geschrieben, daß die Sonne sich nicht habe blicken lassen, und jene hat ihm geantwortet: „Wenn das Alles ist, was Du in Paris Schönes sehen willst, so rathe ich Dir, nicht zu lange daselbst zu bleiben; da geht meine Sonnenuhr besser als Dein Mittagsverkündiger.“ Allein endlich hat das Wetter sich aufgeheitert und unser Mann eilt abermals nach dem Garten des Palais-Royal, in der frohen Hoffnung, seiner Frau einen andern Bericht zuschicken zu können.

Auch Gassenjungen finden sich ein, die sich nicht darum kümmern, wie viel Uhr es ist, die aber immer eine Freude haben, wenn sie einen Kanonenschuß hören, weil das Lärmen macht. Ferner kommen Pflastertreter, Leute, die Nichts zu thun haben: sie bleiben, bis die Kanone losgeht, denn da haben sie doch immerhin Etwas gesehen und es ist wieder einige Zeit verstrichen. Endlich die Kindsmädchen mit ihren Kindern. Die kleinen Knaben wollen durchaus die Kanone hören, weil Papa ihnen gesagt hat, das gehöre zu einem Soldaten. Die Mädchen dagegen wollen nicht in der Nähe der Kanone bleiben: sie schreien, weinen und ziehen das Mädchen am Rock, damit dieses sich mit ihnen entferne; allein wenn das Kindsmädchen unter den Anwesenden irgend ein Individuum sieht, das ihm zärtliche Blicke zuwirft, so gibt es der Kleinen einen Puff und sagt:

„Wir bleiben jedenfalls, denn die Kinder dürfen nicht so furchtsam sein, und wenn ihr die Kanone habet losgehen hören, so werdet ihr euch nicht mehr vor Räubern und Geistern fürchten."

Während das Kindsmädchen auf diese Weise die Kleinen belehrt, mischen sich Industrieritter, die auf Uhren, Taschentücher, Börsen und Tabaksdosen ausgehen, unter die um die Kanone her versammelte Menge. Alles ist in gespannter Erwartung. Plötzlich, in einem Augenblicke, wo Viele schon die Hoffnung aufgeben wollten, entladet sich die Kanone. Da hüpfen die Gassenjungen vor Freude; der Herr, der seine Uhr in der Hand hält, lächelt wohlgefällig und sagt: „Meine Uhr geht präzis nach der Sonne!" Eine Dame, die im Garten spazieren ging und gar nicht an die Kanone dachte, stößt einen Schrei aus und wird beinahe ohnmächtig; sie stammelt: „Ach, mein Gott, was ist das?"

Ein alter Rentier, der bei dem Schalle seine Uhr aus der Tasche gezogen hat, schneidet ein schiefes Gesicht, wie er sieht, daß dieselbe um zehn Minuten zu spät geht und ruft: „Wie doch die Sonne vorgeht!"

Das Kindsmädchen endlich hat nicht gemerkt, daß in dem Augenblicke, wo die Kanone losging, auch ihr Taschentuch aus der Tasche ihrer Schürze wegkam und daß ein Herr sich damit entfernte. Sie geht mit den Kindern hinweg und sagt: „Nicht wahr, das ist schön gewesen? Ich hoffe, daß ihr euch nicht mehr vor den Räubern fürchtet!"

Künstler.

Zwischen Künstlern und Künstlern ist ein himmelweiter Unterschied. In Paris gibt es eine Menge Leute, die sich Künstler nennen, um glauben zu machen, sie seien Etwas, und um zu verbergen, daß sie Nichts sind; Andere halten sich in der That für Künstler, weil sie den Willen und das Verlangen haben, es zu sein, wie wenn der Wille für die That gelten könnte.

Von dem Augenblicke an, wo in Paris Einer irgend Etwas thut, wo Einer auch nur das allerunbedeutendste Gewerbe treibt, nennt er sich Künstler und läßt es mit zehn Zoll hohen Buchstaben an sein Magazin, seinen Laden oder seine Bude malen.

In Paris gibt es Schneider, Friseurs u. s. f., die sich Alle Künstler nennen; Künstler, die den Riß zu einem Gebäude und das Gebäude selbst verfertigen, Nichts ist ihnen fremd; ebenso auch Fußbekleidungs-Künstler. Sodann kommen die Schuhputzer, Hundescheerer; Künstler, die auf öffentlicher Straße die Clarinette blasen, singen oder tanzen; kurz, es nimmt

gar kein Ende mehr: alle diese Leute nennen sich Künstler.

Manchmal kann z. B. an einer Straßenecke sich Dir ein Mensch mit zerrissenem Rocke und durchlöchertem Hute nähern und Dir in's Ohr flüstern:

„Wollen Sie einen armen arbeitslosen Künstler berücksichtigen, den das Unglück verfolgt und der sehr erkenntlich sein würde?"

Du greifst in die Tasche und fragst:

„Sie sind ein Künstler? In welchem Genre denn?"

„Mein Herr, ich habe mehrere Stücke für Theater geschrieben und ihnen dieselben angetragen, allein in Folge von Kabalen ward ich damit abgewiesen."

Du willst nicht weiter hören, sondern gibst ihm ein Almosen und gehst Deines Weges.

Solche und ähnliche Auftritte wiederholen sich unzählige Male in den Straßen von Paris.

Unter den eigentlichen Künstlern gibt es in Paris viele, die sich durch originellen Haarputz und originelle Kleidertracht auszeichnen. Es ist dieses eine Schwäche, die man dem Talente schon zu gut halten kann. Allein im Allgemeinen sind es nicht eben die größten Talente, die sich durch ihr Aeußeres auszeichnen wollen. Uebrigens lebt in Paris Niemand freier als ein Künstler: er thut, was er will, kleidet sich, wie es ihm gut dünkt, arbeitet, wann er mag, und feiert, wenn es ihm gelüstet. Bei einem Diner läßt er auf sich warten, bei einem Rendezvous kommt er zu spät, in einer Gesellschaft sagt er, was ihm in

den Mund kommt. Allein man übersieht bei ihm Alles und zwar aus dem Grunde, weil er Talent hat.

Es gibt freilich auch solche, die von dieser Freiheit einen allzu ausgedehnten Gebrauch machen. Der Eine bestellt Jemand an einen dritten Ort und kommt dann nicht; der Andere läßt sich einem Besuchenden krank melden, während er doch gerade im Begriff ist, einen Pas einzuüben, den er bei einer Soirée tanzen will. Dieser affektirt die Manieren und den Ton eines großen Herrn, wie wenn seine Abkunft nicht bekannt wäre; Jener gerirt sich als Reformator und grüßt einen armen Teufel nicht einmal, dessen erste Versuche unglücklich ausgefallen sind.

In Paris nehmen die Maler, welche große Ateliers haben, eine Menge anderer Künstler von allen Genres und allen Nationen bei sich auf. Nirgends kann man in der That ein treueres Bild vom Künstlerleben sehen, als in einem solchen Atelier: da ist ein Compositeur, welcher einem Maler zuhört, der ihm seine Streiche erzählt; ein Dichter, der Verse schreibt, welche der Anblick eines Gemäldes ihm eingibt; ein Bildhauer, der mit einem Farbenreiber Imperiale spielt u. s. f. Hier hüllt ein Zögling der neueren Schule sich in einen großen Shawl und wickelt eine Serviette um den Kopf, um einen Türken vorzustellen; sodann setzt er sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Fußboden, raucht aus einer langen Pfeife und versucht es, den Rauch durch die Nase herauszulassen. Dort tanzt ein Schauspieler von einem der ersten Theater mit einem berühmten

Violinisten Cancan, während ein junger Komiker von einem Boulevardtheater einen Musikanten nachäfft, indem er einen Stock an den Mund hält und die Finger darauf bewegt, als ob er Clarinette spielte. Ein Bildhauer singt ein lustiges Volkslied nach einer ernsten Melodie; ein Graveur nimmt ein Jagdhorn und bläst Hallali; ein Vaudevilledichter schmiert sich das Gesicht mit Weiß und Roth an und brüllt eine Arie; zwei Zöglinge des Conservatoire singen ein komisches Duett. Da wird deklamirt, gemalt, getanzt, alte Streiche erzählt und neue ersonnen; kurz, überall ist ein tolles, frohes Treiben, ein Witz schlägt den andern, eine Tollheit die andere, und überall herrscht die größte Freiheit.

So sieht es bei einem Künstler in Paris aus, denn gewöhnlich ist es in seiner Wohnung ebenso wie in seinem Atelier.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Fortsetzung I.

Seite

Ein Ball in Paris 5
Die Stuben und die Mansfallen 15
Das Conservatoire 26
Die Floueurs 32
Die Passagen 46
Das Nachhausegehen aus dem Theater 55
Ein Sonntag in Paris 66
Das Erdpech 77
Ein Ball der Opera 81
Ein Ammen-Bureau 94
Die Eisenbahnen 105
Die Römer 109
Der Kanal 115

Fortsetzung II.

Grisetten im Theater 5
Die falschen Toupets 18
Das Daguerreotypiren 22
Estaminets. — Divans 35
Die Contremarken-Händler 43
Die Trosthandlungen 51
Journale 65
Damen auf dem Markte. 76

Bayerische Staatsbibliothek München

	Seite
Mobeläden	85
Die Platzbureaux	95
Die Loge einer Schauspielerin	105

Fortsetzung III.

Die Katakomben	5
Die Tables d'Hote	9
Die Säulen	28
Hausbäder	31
Eine Soiree bei einer Beamtenfamilie	48
Etwas über Bärte	64
Der Jardin des Plantes	70
Die Rue Saint-Denis	79
Die Blagueurs	93
Die Bettler	104
Die Blumenläden	108
Die Straßenlaternen	116
Die Moden	119
Brennholzmagazine	123
Oeffentliche Bequemlichkeits-Anstalten	127
Ein Schiff mit Wäscherinnen	129
Ein Gewitterregen	132
Die Cabriolets-Milords	136
Der Winkelliterat	140
Die elysäischen Felder	156
Die Haarhändler	164
Die Dachböden	170
Die Kanone des Palais-Royal	174
Künstler	177

Bayerische Staatsbibliothek München

In demselben Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jouy, **Cäcilie**, oder die Leidenschaft. 3 Thle. 8. 6 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr. 15 ggr.

Ju-Kialo-Li, oder die beiden Basen; ein chinesischer Roman, übersetzt von Abel Remüsat. Mit einer Vergleichung der chinesischen und europäischen Romane als Vorrede. Aus dem Französischen. 4 Bde. 8. 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 18 ggr.

Das Lalenbuch, wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten der Lalen zu Lalenburg in Misnopotamia, hinter Utopia gelegen. Text nach von der Hagen und mit 50 Bildern. kl. 8. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

Baron v. Lamothe-Langon, **Der Hof eines regierenden Fürsten**, oder die zwei Maitressen. Aus dem Franz. 4 Bändchen. 8. 7 fl. oder 4 Rthlr.

— —, **Der Polizeispion.** Ein Sittenroman. 4 Thle. 8. 6 fl. oder 3 Rthlr. 9 ggr.

A. Lewald, **Der Divan.** Eine Sammlung von Novellen, Genrebildern und Memoiren. 6 Thle. kl. 8. 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 8 ggr.

— —, **Mörder und Gespenster.** Galerie interessanter Fälle und Erscheinungen. 2 Bde. kl. 8. 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Lügenchronik, oder wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, auch lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Vollständig in 4 Abtheilungen. 2 Thle. Mit 120 Abbildungen. kl. 8. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 ggr.

Maigne, **Anekdotentagebuch der Frau von Campan.** Nebst einer Sammlung bisher ungedruckter Briefe der Frau von Campan an ihren Sohn. Aus dem Franz. übersetzt von Fr. Ritter. gr. 8. 1 fl. 36 kr. oder 21 ggr.

E. Morgan, **Das Buch des Schrecklichen und Abenteuerlichen.** Eine historische Galerie der furchtbarsten Ereignisse aller Zeiten, Länder und Völker, in Erzählungen von Gräßlichkeiten, empörenden Rachenehmungen und Verbrechen, in Biographien und Charakterzügen menschlicher Ungeheuer, Despoten, Wütheriche und Feinde des Menschengeschlechts ꝛc. Mit 2 Kupfern. 2 Bde. 8. 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Lady Morgan, **Das Boudoirbuch.** Ein Geschenk für gebildete Damenkreise. Nach dem Englischen von A. Ludwig. 2 Bde. 8. 5 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr. 12 ggr.

— —, **Die O'Briens und O'Flahertys.** 8 Bdchn. 8. 4 fl. 48 kr. oder 3 Rthlr.

Mortonval, **Die Frau von Saint-Bris.** Eine Chronik aus den Zeiten der Ligue 1587. 3 Bdchn. 8. 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 ggr.

Dr. Morvell, **Die Walküre.** Romantisches Sittengemälde aus Norwegens letzter Zeit. 3 Thle. 8. 6 fl. oder 3 Rthlr. 18 ggr.

Neues Narrenschiff, in Freud' und Leid zu lustiger Kurzweil. Von Felix Weikert. Mit 60 Abbildungen. kl. 8. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

Oktavia, oder Leben und Abenteuer einer fürstlichen Maitresse. Eine wahre Geschichte neuester Zeit aus den Papieren eines verstorbenen Diplomaten. 2 Thle. 8. 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 ggr.

Scheible, Rieger & Sattler.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>,

Paul de Kock's humoristische Romane, deutsch bearbeitet von Heinrich Elsner

Bd.: 90

Stuttgart 1846

P.o.gall. 2569 l-90
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101655-3